

saarbrücker hefte

Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft

100

Winter 2008
EUR 7,80

heiß umstritten

Die Malaise mit der Villa Obenauer

wohl geordnet

Ein Berliner bewundert Saarbrücken

breit gefächert

Unterhaltungen eines Theatergängers

gut gefüllt

Subkultur mal ganz oben – im Silo

leer gefegt

WWW kills the record store

Galerie

Malerei von Klaus Harth

Literatur

Gedichte von Werner Reinert
Epigramme von Arnfried Astel

Sprache

Grenzfall Lothringen

Zeitgeschichte

Ehrenrettung der Saarpolizei

Rezensionen

Gulden, von Petersdorff
Bernarding, Bohr
Weil/Wagnerová
Marpingen, Püttlingen



saarbrücker hefte Nr. 100, Winter 2008

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Georg Bense, Bernhard Dahm, Achim Huber, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes,
Herbert Wender (v.i.S.d.P.)

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken
Telefon: (0681) 416 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Deiningen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Julian Bernstein, Michael Braun, Dirk Bubel, Wilfried Busemann,
Marlen Dittmann, Hans Emmerling, Wolfgang Felk, Hans Gerhard, Sabine Graf,
Joachim Heinz, Robert Hillmann, Hans Horch, Sebastian Klöckner, Karsten Neuschwender,
Anke Schaefer, Herbert Temmes, Herbert Wender, Cornelia Zelinsky-Wibbelt

Abbildungen:

Sebastian Klöckner (Berlin), Georg Bense (Nantes, Saarbrücker Brücken, Saraphon,
Zeitungsmuseum, Reinert), Roman Hillmann (Saarbrücker Architektur), Iris Maurer,
Lutz Rieger, Staatl. Konservatoramt (Villa Obenauer), Daniel Omlor, Roland Rebmann,
Volker Schütz (Freiraum), Björn Hickmann, Thomas M. Jauk, Stage Picture Berlin (Theater),
Roland Buhles (Verlage)

Titelabbildung:

Sigrid Konrad

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-403-7

Für freundliche Unterstützung danken wir
der Oberbürgermeisterin und dem Kulturdezernenten der Landeshauptstadt Saarbrücken,
Saarland Sportfoto GmbH, Arbeit und Kultur Saarland GmbH sowie unseren Werbepartnern.

saarbrücker
hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft* **100**

Inhalt

- Grußwort** 5 Grußwort der Oberbürgermeisterin Charlotte Britz
- Editorial** 6 Schön, daß sie da sind
- Saarbrücken** 7 *Sebastian Klöckner*
Berlin – Saarbrücker Straße
- 9 *Georg Bense*
Nantes – Boulevard de Sarrebruck
- 13 *Roman Hillmann*
Stadtmitte im Fluß der Zeiten
Eine Betrachtung von außen
- 23 *Sabine Graf*
Wer leert den Eimer? Das Trauerspiel um die Villa Obenauer
- 25 *Marlen Dittmann*
Eine Inkunabel der modernen Architektur –
die Villa Obenauer
- 36 *Georg Bense*
Saarbrücker Brücken
- Hoch- und
Subkultur** 41 *Julian Bernstein*
Raum für Freiraum. Der Silo im Saarbrücker Osten
- 45 *Hans Gerhard*
Erster Rambo, Erster Kaiser. Zur Eröffnung der Theatersaison
- Galerie** 54 Klaus Hardt
Malerei
- Musik** 59 *Karsten Neuschwender*
Abschiedstöne zum Ende der Saarbrücker Saraphoniker
- Schwarze
Kunst** 66 »Was in Zeitungen steht, vergeht bald«
Ein Gespräch mit Dr. Roger Münch zum
Deutschen Zeitungsmuseum
- 72 *Anke Schaefer*
Zwischen Glück und Zukunftsangst – die saarländische Verlagsszene
- Literatur** 76 Arnfried Astel – zum Fünfundsiebzigsten
- 77 *Werner Reinert*
Gedichte

- Sprache** 79 *Cornelia Zelinsky-Wibbelt*
»Le francique, c'est moi!«
Zur Sprachsituation in Lothringen
- Zeitgeschichte** 84 *Wilfried Busemann*
Der konkrete Charme der verweigerten Anpassung
Zur saarländischen Polizeigeschichte 1947–1955
- Rezensionen** 90 Alfred Gulden, Glück auf: Ins Gebirg! (*Michael Braun*)
- 91 Dirk von Petersdorff, Geschichte der deutschen Lyrik (*Herbert Temmes*)
- 92 Eberhard Wagner, Marpingen und der Kreis St. Wendel unter dem Hakenkreuz (*Joachim Heinz*)
- 95 Hans-Walter Herrmann, Püttlingen in bewegter Zeit (*Joachim Heinz*)
- 97 Kurt Bohr, Verdrängen, Umgehen, Vertagen (*Hans Horch*)
- 99 Herbert Elzer, Die deutsche Wiedervereinigung an der Saar (*Joachim Heinz*)
- 103 Klaus Bernarding, Lothringer Passagen (*Georg Bense*)
- 104 Jiri Weil und Alena Wagnerová, Das Straßburger Münster oder Was hat ein Tscheche im Elsaß zu suchen (*Hans Emmerling*)
- 106 Monika Sommer-Hasenstein (Hrsg.), Alltag, Sonntag, Feiertag (*Wolfgang Felk*)
- Leserbrief** 107 Einfach köstlich
- Jubiläum** 21 *Herbert Temmes*
Auf dem Schuttplatz meines Rechners
- 53 *Georg Bense*
Was kann man tun?
- 75 *Dirk Babel*
Gesammelte Gedächtnislücken
- 44 Preisrätsel

Grußwort der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken



Liebe Leserinnen und Leser der Saarbrücker Hefte,

Sie halten die hundertste Ausgabe der *Saarbrücker Hefte* in Händen. Für mich ist dies ein Grund, dem Redaktionsteam zur Herausgabe dieser Jubiläumsausgabe sehr herzlich zu gratulieren.

Bereits seit dem Jahre 1955 gibt es eine Kulturzeitschrift unter dem Namen *Saarbrücker Hefte*. Von 1989 an bis heute werden die *Saarbrücker Hefte* vom gleichnamigen Verein herausgegeben. Die ehrenamtlich arbeitende Redaktion konzipiert die Zeitschrift, wählt die Themen aus, sucht und betreut die Autorinnen und Autoren und redigiert die Beiträge bis hin zur Druckfassung. Die abgedruckten Aufsätze, Dokumentationen und Kommentare befassen sich mit Kultur, Politik und Geschichte, aber auch mit den Lebensbedingungen in der saarländischen Landeshauptstadt und in der gesamten Region SaarLorLux. Die halbjährlich erscheinenden Ausgaben stellen aktuelle Arbeiten aus der Bildenden Kunst vor, bringen literarische Erstveröffentlichungen und bieten einen Rezensionsteil. Die *Saarbrücker Hefte* haben sich im Laufe ihrer mittlerweile 53jährigen Geschichte und ihrer 100 Ausgaben einen ausgezeichneten Namen in der regionalen Kulturszene gemacht. Die Begrenztheit auf die Region ist nie zur Provinzialität geworden.

Ich danke dem Verein Saarbrücker Hefte unter der Leitung von Herrn Dr. Herbert Wender, dem gesamten Redaktionsteam, den Autorinnen und Autoren und dem Pfau-Verlag für ihre Arbeit und ihr Engagement für die Saarbrücker Hefte und wünsche der Kulturzeitschrift eine gute Zukunft.

Saarbrücken, im November 2008

A handwritten signature in black ink that reads "Charlotte Britz". The script is cursive and elegant.

Charlotte Britz
Oberbürgermeisterin

Schön, daß sie da sind

»Schön, daß Sie da sind!« sagt man gerne, wenn »Schön, daß Sie hier sind!« entschieden zu kurz greift, weil nur wenige dort sind, wo veranstaltet wird, was ein Millionenpublikum von fern verfolgt. Neu daran ist vielleicht die Lässigkeit, mit der die Wohlfühlformel vorgetragen wird, die bei jeder schwach besuchten Matinee eher am Platz ist als sonntags abends im Ersten. Aber grundsätzlich betrachtet ist die vorgetäuschte Nähe medialer Ansprache nicht neu. Jedes Editorial, das Sie, liebe Leserinnen und Leser, anspricht, zehrt von der Einbildung, daß uns nahe ist, wer uns liest.

»Einfach köstlich!« – Zuweilen erreicht uns dann doch eine Rückmeldung, sei es, daß wir rezensiert werden, sei es, daß ein Abonnement gekündigt wird. Doch die divergierenden Urteile darüber, welche Beiträge in einem einzelnen Heft für schätzenswert, welche für entbehrlich, welche gar für ärgerlich gehalten werden, dürfen der Redaktion nicht zu nahe gehen, wenn das Ziel ist, ein Forum für kontroverse Auffassungen zu sein, die zuweilen eben auch in kontroversen Ausdrucksformen vorgetragen werden. Vielfalt nicht nur im Inhaltlichen, sondern auch in den Formen bietet auch das vorliegende Heft, dessen umfangreichste Beiträge – der Kunsthistorikerin Sabine Graf über die Villa Obenauer und des schreibenden Juristen Hans Gerhard über die laufende Theatersaison – im Ton kaum unterschiedlicher sein könnten. Auch im Rezensionsteil findet sich neben Kritiken der eher darstellend-beschreibenden Art eine harsche Unmutsäußerung, die in dieser Form in diesem Land andernorts wohl nicht abgedruckt werden könnte.

»Raum für Freiraum« klagt unser Autor Julian Bernstein ein, und er kontrastiert das Privatprojekt Kunst-Silo am Yachthafen mit den Negativbeispielen Stadtbad und Alte Feuerwache, bei denen er kommunalpolitische Beschränktheit konstatiert. »Freiheit wozu?« nörgelt dagegen die andere Seite, wenn ihr nicht paßt, daß einem nicht paßt, was die Mehrheit passend findet. Und stets gilt, daß die Freiheit des Andersdenkenden eines Mediums bedarf, in dem der anders Denkende seine Auffassungen publik machen kann. Das Beispiel der *Saarbrücker Hefte* zeigt übrigens eindrücklich, daß die Dinge oft komplizierter liegen, als Bernsteins Beitrag vermuten lassen könnte. Es war eine bittere Erfahrung, als der Stadtrat unserer Zeitschrift die regelmäßige Unterstützung durch einen Druckkostenzuschuß aufkündigte. Dennoch – oder vielleicht auch: deswegen? – können wir über mangelnde Unterstützung nicht klagen.

An dieser Stelle möchten wir uns bei allen bedanken, die das Erscheinen der *Saarbrücker Hefte* möglich machen. Wir würden uns freuen, wenn wir viele von ihnen/Ihnen begrüßen könnten bei der Vorstellung dieses Hefts im Saarländischen Künstlerhaus. Auch hätten wir nichts dagegen, wenn die eine oder der andere in Anlehnung an den zum Überdruß plakatierten Ausdruck saarländischer Freude aufmunternd zu uns sagen würde: »Schön, daß sie da sind. Es leben die Saarbrücker Hefte!«

Herbert Wender



In den meisten Städten findet man Straßennamen, die an andere Städte erinnern. Berliner Straße, Hamburger Straße, Stuttgarter Straße. Auch Saarbrücken taucht in einigen Städten als Straßename auf. In Berlin gibt es die Saarbrücker Straße und in der französischen Partnerstadt Nantes gibt es den Boulevard de Sarrebruck. Zwei Autoren der *Saarbrücker Hefte* haben sie besucht und sind auf- und abgegangen.

Berlin – Saarbrücker Straße

Von Sebastian Klöckner

Saarbrücken hat zwei prominente Adressen in Berlin. Die eine ist die nagelneue Landesvertretung im Regierungsviertel. Die andere eine Straße, die nach Jahrhundertwende riecht. Nach der vorletzten Jahrhundertwende. Die Saarbrücker Straße blüht gerade neu auf.

Durch die Saarbrücker Straße führt der Berliner Horst Hesse jeden Tag seinen Hund spazieren. Die Saarbrücker liegt mitten im Prenzlauer Berg, dem angesagten Viertel bei Studenten und jungen Leuten. Am einen Ende trifft sie auf die Schönhauser Allee und am anderen auf die Prenzlauer Allee. Hesse biegt meist aus der Prenzlauer Allee in die Saarbrücker ein. Er kennt die Straße gut, er hat sein ganzes Leben in diesem Viertel gelebt. In der Straße gibt es nur wenige Wohnhäuser, sie ist von Industriebauten geprägt. Hesse zeigt auf zwei Klinkerbauten auf der linken und rechten Straßenseite: »Hier war früher Aschinger und da drüben die Brauerei Bötzow.« Mit Aschinger meint Hesse die »Backfabrik«. Sie gehörte Ende des 19. Jahrhunderts den Gebrüder Aschinger und beherbergte die Hauptverwaltung der Unternehmer. Das waren einmal Traditionsunternehmen in der Hauptstadt. Von hier aus belieferten die Aschingers eigene Eckkneipen mit Erbsensuppe und Brötchen, die in Berlin Schrippen genannt werden. »Das war das Fast-Food der damaligen Zeit. Die Eckkneipen der Aschingers waren über die ganze Stadt verteilt«, erklärt Christiane Schacht, zuständig für das Marketing der »Backfabrik«.

»Da ist heute jede Menge los«, weiß Hesse. Das 25.000 Quadratmeter große Gelände ist an über fünfzig Firmen vermietet. »Seit diesem Jahr haben wir eine hundertprozentige Auslastung«, so Schacht. Till Schweiger hat hier beispielsweise für seine Filmproduktionsfirma Räume angemietet. Außerdem gibt es Fotostudios, Agenturen und Handwerksbetriebe. Die Firma IC-Brillen Berlin produziert hier trendige Sehhilfen, für den angesagten Berliner. »Hier Brötchen von Aschinger, da Bier von Bötzow«, grinst Hesse zufrieden. Die ehemalige Brauerei auf der anderen Straßenseite steht leer. Bis 1945 wurde hier Bier gebraut. Bötzow war zwar die größte Berliner Privatbrauerei, aber nicht die einzige in der Gegend. Um 1900 gab es allein im Prenzlauer Berg 14 Brauereien. Die Saarbrücker ist eine schöne Straße mit den für Ostberlin typischen großen Bodenplatten auf dem Bürgersteig. Im Herbst, wenn Blätter und Regen fallen, bildet sich auf den Platten ein schmieriger Film, der den Spaziergang zur Rutschpartie werden läßt.





In der Saarbrücker Straße ist das besonders auffällig, denn sowohl vom einen, wie auch von dem anderen Ende geht es leicht bergauf.

Hesse geht vorsichtig. Kurz vor der Kreuzung verlangsamt er den Schritt immer ein bißchen. Hier in der Hausnummer 30 hat er von seiner Geburt im Jahr 1934 bis 1998 gelebt. »Dann mußte ich raus, weil saniert werden sollte«, erzählt er und fügt enttäuscht hinzu: »Wenn ich gewußt hätte, daß hier nix passiert, wäre ich nicht ausgezogen.« Das Haus ist von außen in keinem guten Zustand. Auf der bröckelnden Fassade steht »Walter Philipp KG Kessel- und Behälter Bau«. Unterhalb des Schriftzugs hängen etliche bunte Plakate auf den alten Mauern. Interpol, Klaxons und The Hives geben Konzerte in der Hauptstadt. Neues und Altes, genau wie in der ganzen Straße, genau wie in der ganzen Stadt. Hesse und sein Hund gehen weiter.

Auf der Kreuzung zur Straßburger Straße bleibt er vor der Galerie Kollaborativ stehen und dreht sich zu seinem Haus um. Er wohnt mittlerweile in der Straßburger Straße. Hesse hängt an dem Viertel. Nach seinem unfreiwilligen Auszug aus der Saarbrücker Straße 30 ist er erst in die Metzger und dann in die Straßburger Straße gezogen.

Die Saarbrücker und Metzger verlaufen parallel und führen zum Senefelderplatz. Außerdem gibt es eine Belforter, Kolmarer und Diederhofer Straße. Sie alle erhielten nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870 ihre Namen und wurden anders als die ehemalige Saarlandstraße weder im Dritten Reich, noch zu DDR-Zeiten umbenannt. Es gab in Berlin früher noch eine Saarlandstraße. Sie führte zwischen 1935 und 1947 durch die Berliner Bezirke Mitte und Kreuzberg und heißt heute Stresemannstraße. An ihr liegt das Willy-Brandt-Haus, die SPD-Zentrale. Hesse geht weiter in Richtung des kürzeren, aber schöneren Teils der Straße. Auch hier wird die Straße von einem alten Industriebau dominiert, doch sie ist weitaus belebter. In den Wohnhäusern auf der anderen Straßenseite sind Ärzte, eine Kindertagesstätte und eine Strip-Bar untergebracht. Hesse zeigt auf den großen Klinikerbau, der sich bis zum Ende der Straße erstreckt: »Da, in der alten Königstadt-Brauerei standen früher viele Autos. Die haben wir als Bengel immer die Rampe runter gefahren.« Er grinst stolz, wie ein Bengel der gerade etwas Verbotenes getan hat und nicht erwischt wurde. Die Königstadt-Brauerei gibt es schon viele Jahre nicht mehr. Bier wurde hier zwischen

1871 und 1921 gebraut. Dann wurde sie eine Zeit lang als Uraufführungskino der Ufa genutzt. In der Nazizeit mußten hier Zwangsarbeiter Flugzeugteile herstellen und die Gewölbe dienten als Luftschutzbunker. Nach dem Krieg züchteten DDR-Betriebe in den Kellern Champignons und nutzten die Gebäude als städtische Garage. Bis zur Wende parkte die Fahrbereitschaft des Magistrats von Ost-Berlin hier ihre Fahrzeuge. Nach langem Hin und Her wurde das Gelände 2003 von einer Genossenschaft gekauft. »Auf dem Gelände sind heute 35 Betriebe«, erzählt Klaus Lemnitz, Vorstandsvorsitzender der Genossenschaft Gewerbehof Saarbrücker Straße. »Anfangs galten wir als Arme-Schlucker-Genossenschaft und heute sind wir ein Vorzeigeunternehmen«, freut sich Lemnitz. Die Räume sind zu hundert Prozent vermietet und seit 2003 ist keine Firma mehr Pleite gegangen. Hier gibt es unter anderem Handwerker, Architekten und Medienbüros. Ein besonders erfolgreiches Pro-

jekt, das aus dem Gewerbehof hervorgegangen ist, wurde Ende Oktober in Indien präsentiert. Der deutsch-indische Ausstellungszug *Science Express* wurde von der Firma ArchiMeDes konzipiert. Die Ausstellung auf Rädern legte bis Mai 2008 15.000 Kilometer zurück und fuhr 55 Städte in Indien an, mit dem Ziel, junge Menschen für die wissenschaftlichen Themen der Zukunft zu begeistern. »Die Zusammenhalt hier ist sehr gut«, berichtet Lemnitz stolz. Für den Science-Zug seien von ArchiMeDes vier Firmen aus dem Gewerbehof engagiert worden. Nur mit dem Namen der Straße zaudert Klaus Lemnitz ein wenig: »Es ist schade, daß der deutsch-französische Krieg zur Namensgebung führte.« Horst Hesse hat in den vielen Jahren eigentlich noch nie nachgedacht, warum seine Saarbrücker Straße so heißt. »Es wird schon irgendwas mit der Stadt Saarbrücken zu tun haben.«, ruft er und macht sich auf den Weg nach Hause.

Nantes – Boulevard de Sarrebruck

Eine Straßenbetrachtung von Georg Bense

Über Nantes liegen erste Sonnenstrahlen eines frühen Sommertages. Tasten sich durch Straßen und Gassen, über Plätze. Färben Fassaden. Erreichen das Ufer des Flusses. Blendenden Autofahrer. In den engen Räumen der Wohnsilos am Ufer der Loire werden Jalousien hochgezogen, Vorhänge nach rechts und links geschoben. Menschen blinzeln verschlafen auf den Fluß unter ihrem Fenster, auf den Autostrom der Uferstraße, dessen Lärm sie morgens in aller Frühe weckt. Malou, die graue Tigerkatze des Apothekers, die mehr oder weniger sich selbst überlassen lebt, verläßt die Schatten der Mülltonnen, wo sie die Nacht beobachtet hat, streicht an der Post vorbei, hat keinen Blick für die Kirche St.

Marc mit dem nach rechts ins Leere gerichteten Balken des Turmkreuzes, umrundet die angeketteten Einkaufswagen des Supermarktes, drückt sich an der Mauer der Mairie annexe vorbei, geht der Frau mit dem Kind auf dem Arm aus dem Weg und macht sich auf zum Flußufer, daß nur ein paar Meter entfernt erste Sonnenreflexe in den Tag sendet. Schließlich sitzt sie am Straßenrand, schaut nach rechts, nach links, wartet, daß ihr der Verkehr die Chance bietet, die Straße zu überqueren, die

Boulevard de Sarrebruck heißt. Ein Stück Straße, das außer der Breite nichts hat, was man sich gemeinhin unter einem Boulevard vorstellt: Pomp, Pracht, Eleganz, Schönheit, nichts was die Lust des Flaneurs locken könnte. Ein paar Kilometer folgt der Saarbrücker Boulevard der Uferlinie der Loire, die hier für einige Kilometer von einer Insel in zwei Arme geteilt, durch Nantes fließt. Der Bras de la Madeleine und seine Uferstraße scheinen einander zu ignorieren. Weder Äste



alter Bäume noch Fassaden schöner Häuser spiegeln sich in seinem Wasser. Der Belag des Uferweges, einige Meter über dem Fluß, zerbröseln knirschend unter den Schuhen, so jemand auf den Gedanken kommt, hier einen Spaziergang zu unternehmen. Der Boulevard de Sarrebruck ist eine Durchgangsstraße, von einem Stadtteil zum anderen, genutzt von Autofahrern, die einen Bogen um die Innenstadt schlagen wollen.

An diesem Morgen haben die Autofahrer Pech und Malou, die graue Tigerkatze, Glück. Zwischen Baggern und Planiererraupen hat sie den Rand des Autostroms erreicht. Der Verkehrsweg im Schatten der morbiden Wohntürme kann im Juni 2008 nur einspurig befahren werden. »Travaux de Deviation – Circulation difficile« werden die Autofahrer schwarz auf gelb informiert.

Als wenig später, weiter vorne, kurz vor der Einfahrt zum Boulevard, ein Schülerlotse den Arm hebt und den Verkehr für zwei Mädchen unter Kopftüchern für Sekunden stoppt, erreicht Malou in drei langen Sprüngen den Uferweg, der einst als Promenade geplant war. Unter einem der Bäume setzt sie sich auf die Hinterpfoten, putzt sich die Nase und wartet auf den oder die Angler, die kommen oder nicht kommen. Im Augenblick ist niemand zu sehen, der ihr einen winzigen, silbrigen Fisch

oder ein Würfelchen Hartkäse zuwerfen würde.

»Nomen est Omen«. Auch bei Straßennamen? Gedanken, Erinnerungen, Ereignisse verbinden sich mit dem Namen einer Gasse, einer Straße, eines Platzes. Der Boulevard de Sarrebruck soll an Saarbrücken erinnern, an die Metropole des Saarlandes, hunderte Kilometer von der Loire entfernt, an der Grenze zwischen Frankreich und Deutschland. Ein Straßename als Symbol einer Städtepartnerschaft. Doch beide Städte haben die Erinnerung an die »Jumelage« von der Mitte an den Rand ihrer Stadtkerne geschoben. Dorthin, wo jeder schnell weiterkommen will, nur kurz an Fußgängerampeln stehen bleibt oder durchfährt. In Nantes erinnert eine der häßlichsten Straßen an Saarbrücken. In der saarländischen Landeshauptstadt gab man einem der langweiligsten Plätze den Namen der Partnerstadt, denn nur wenn die Boulespieler mit ihren Eisenkugeln das rote Schweinchen anvisieren, vermittelt der Nanteser Platz einen Hauch von Atmosphäre. Hier wie dort dominiert der Autoverkehr, schlägt sein Lärm gegen die Mauern der Zweckbauten.

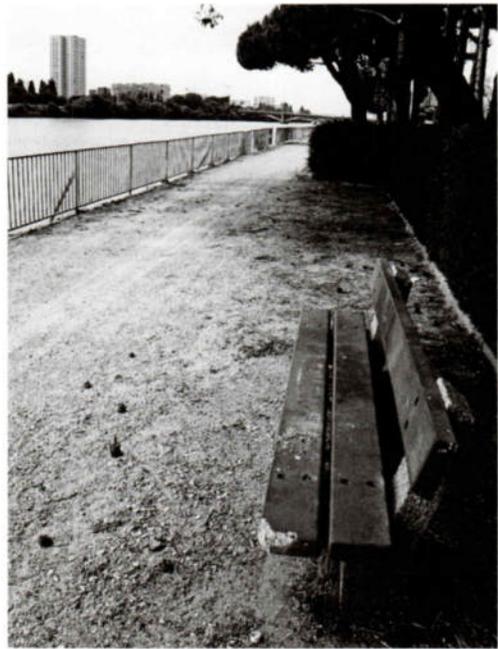
Malou langweilt sich auf den Mittag zu. Keine Jogger, keine Angler, keine Spaziergänger. Hin und wieder rollen Züge über die Brücken, die Fluß und Straße im rechten



Winkel überqueren. Touristengesichter hinter getönten Scheiben werfen kurze, gleichgültige Blicke auf das Loireufer. Die Straße, die ihm parallel folgt, gleitet kurz und namenlos vorbei. Wohntürme verstellen für Sekunden den Horizont. Vorort Malakoff.

Wenn die Menschen vom Boulevard de Sarrebruck ihre Wohntürme hinter sich lassen, haben sie meist die Loire im Rücken. Gehen in Richtung City, weg vom Fluß, weg von der Straße, die ihre Wohnbastion wie ein Wall vom Ufer trennt. Malakoff ist ein hartes Pflaster. Ein Stadtteil, dominiert von Sozialwohnungen, an der Peripherie der Innenstadt. Benannt nach der längst vergessenen Eroberung eines Forts im Krimkrieg, als es Mitte des 19. Jahrhunderts um die Einnahme von Sewastopol ging. An den grauen Eingangswänden der Schuhkastenwohnungen geht es um das Tagtägliche unserer Zeit. Da ist der Graffiti-kampf in vollem Gange. Gewinner? Gibt es nicht. Stupid-aggressive Sprühbilder. Schnelle Throw-ups. Fuck! Immer wieder. Fuck la vie! Fuck Marie-Jeanne! Fuck la Police, Le Pen, les Riches, le Président. «Une réforme c'est le progrès.» An diesem Sommertag sind weder Reformen noch Fortschritt in Sicht. Hinter Türen und Fenstern, zwischen Stahl und Beton, ist nur das uralte Lied von der Hoffnung auf bessere Zeiten lebendig. Den Text kennen nur die Leidtragenden. Über dem Boulevard de Sarrebruck liegen sie in den Fenstern, warten vergeblich darauf, daß etwas geschieht.

Schwierige Durchfahrt von West nach Ost. Bauarbeiten. Linker Hand die Kette der Baumaschinen. Rechts geht der Blick über den Fluß, der breit und behäbig seinen Weg zum Meer sucht. Schiffe sind nicht zu sehen. Als Hafen hat Nantes keine Bedeutung. Das war nicht immer so. Von hier starteten die Schiffe französischer Sklavenhändler zu ihren unmenschlichen Geschäften, durch die Städte wie Nantes und Bordeaux reich wurden. Im 18. Jahrhundert segelten die Auswandererschiffe der Akadier von hier die Loire hinunter und nahmen ihren Weg über den Atlantik nach Louisiana, dem gelobten Land. Endpunkt der Odyssee eines Volkes zwischen Vertreibung, Asyl und Rückkehr. »Das Meer ist alles für



mich«, schwärmte der große Phantast Jules Verne, 1828 in Nantes geboren. »So unermesslich diese Einöde auch ist, fühlt sich der Mensch doch nie einsam, denn er spürt, wie das Leben um ihn wogt.« Wer auf dem »Boulevard de Sarrebruck« unterwegs ist, den »umwogt« das Leben nicht. Es lärmt an ihm vorbei, zieht ihn fort, bedrängt ihn von hinten und von vorne. Von der Seite. Von morgens bis abends.

Die letzten Sonnenstrahlen des Tages kommen von Westen. Malou, die graue Tigerkatze, beschließt, die ungastliche Uferpromenade zu verlassen, wo sie hinter dem Betonsockel einer in die Jahre gekommenen Bank der Sonne aus dem Weg gegangen war, um am Hintereingang des Supermarktes nach etwas Schmackhaftem zu suchen. Sie wagt die Überquerung am Ende des Boulevards, wo über dem Straßenschild »Déchetterie« steht – Wegweiser zur Müllverbrennungsanlage.

So ist der Boulevard de Sarrebruck weder ein Sunset Boulevard noch ein Boulevard du Montparnasse, geschweige denn ein Boulevard St. Michel. Eher eine der weltweit verbreiteten Vorortstraßen, die von nirgendwo nach nirgendwo führen. Von einer Kreuzung zur nächsten. Saarbrücken hätte von seiner Partnerstadt ein schöneres Denkmal verdient.



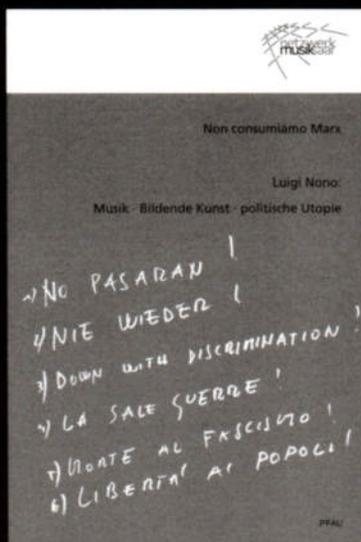
Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Überbrückungsfonds

mit dessen Hilfe die Saarbrücker Hefte das Überleben in schwieriger Zeit organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e. V., Kto.-Nr. 781 819 14, Sparkasse Saarbrücken, BLZ 590 501 01, Verwendungszweck: »Überbrückungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e. V. ist als gemeinnützig anerkannt.



«Der Rang von Kunstwerken ist dem des Adels entgegengesetzt: er mißt sich nicht an der Herkunft, sondern an den Konsequenzen.» Heinz-Klaus Metzgers Postulat könnte kaum treffender das musikalische Denken Luigi Nonos beschreiben. L'art pour l'art war Nonos Sache nie, seine Musik ist das Bekenntnis eines homo politicus. Aus den Ereignissen der Kriegsjahre und den aktuellen politischen Geschehnissen zog er ganz eigene ästhetische Konsequenzen, nicht zuletzt bedingt durch seine besondere politische Sozialisation in der italienischen Resistenza. Der vorliegende Band untersucht seine musikalisch-politische Positionierung in der «Stunde Null» der Nachkriegs-Avantgarde. Er zeigt auch, daß Nonos Musik nicht herkunftslos ist, sondern Brücken schlägt zur Alten Musik ebenso wie zur Bildenden Kunst.

ISBN 978-3-89727-301-6, 24 EUR

Stadtmitte im Fluß der Zeiten

Saarbrücken als räumliches Kunstwerk

Von Roman Hillmann

Das Zentrum Saarbrückens bildet einen faszinierenden Stadtraum. Vielleicht schuf die Proportion des »Tals der Saarbrocken«, der Naturraum, die Voraussetzung dafür, daß Menschen mit ihren Maßvorstellungen hier idealen Raum fanden? – Für eine Veranstaltung aus Berlin kurzfristig eingeflogen, habe ich die mir vorher nur vom Namen her bekannte Stadt an zwei regnerischen Wintertagen lieben gelernt. Regen? Winter? So schnell? Dann muß Saarbrücken wirklich etwas Besonderes haben. Ja, es hat!

Kern Saarbrückens ist St. Johann. Wenn auch Alt-Saarbrücken den älteren Kern mit der ersten Erwähnung schon im Jahr 999 darstellt, so bildet doch heute der St. Johanner Markt mit dem umgebenden Stadtteil den Ort, von

dem das Leben ausgeht. Von hier aus bilden sich die Strukturen, von hier aus geht man zum Schloß, um wiederum den Blick auf die Stadt im Tal zu genießen. St. Johann als Altstadt kern erhielt seine bis heute im Stadtplan ablesbare Form seit dem Mittelalter und wesentlich durch die 1684 wiederhergestellte Stadtmauer. Es hat daher eine zwar nicht regelmäßige, aber doch klar umgrenzte Form, die sich an den kleinteiligen Grundstücken und Häusern abzeichnet. Der Verlauf der ehemaligen Stadtmauer buchtet zur Saar hin aus und formte sich somit parallel zum Fluß. Zum Hang hin folgt sie dem Gelände verlauf schräg, und nach Osten hin, zur Bleiche am Fluß, liefen zwei gerade Fluchten beim ehemaligen Osttor zusammen, dem sogenannten »Obertor«. Hier führt die auf den Markt

Rosenstraße als Wohnstraße der Jahrhundertwende in Sandstein und Neorenaissance



zielende Mainzer Straße gerade in die Stadt. Diese alte Handelsstraße erhielt durch Balthasar Wilhelm Stengel in einer barocken Stadterweiterung nach 1792 eine architektonische Fassung, Auftakt für die späteren Erweiterungen im 19. Jahrhundert: wie die Rosenstraße. Relativ eng, aber klar proportioniert und einheitlich durch roten und ockerfarbenen Sandstein, abgestimmte Gebäudehöhen und den durchgehaltenen Stil der Neorenaissance.

Zurück durch das Obertor in den Stadtkern von St. Johann und linker Hand vom Markt führt bis heute die Alte Brücke von 1547 hinüber zum Stadtteil Alt-Saarbrücken. Dieser entstand ursprünglich in länglich-gekrümmter Form an den Geländeanstieg am Triller angeschmiegt. Nun bewegt sich diese Stadt- und Naturlandschaft bereits sehr schön, unregelmäßig, organisch. Zugleich gibt es klare Grundlinien: Auf die Brücke gelangt man, indem man am Markt rechtwinklig abbiegt; geht man über die Brücke, bewegt man sich annähernd in der Grundrichtung, die auch den Stadtteil Alt-Saarbrücken aufgrund der von der Saar abgeschliffenen Geländekante bestimmt. Es entstehen verstehbare Richtungen, die sich an einen natürlich abgewandelten rechten Winkel und an gerichtete Verläufe anlehnen.

Nicht zufällig hat der barocke Baumeister Friedrich Joachim Stengel diese in der Stadt schon angelegten Verläufe für seine wohl wichtigste räumliche Komposition genutzt: Er schuf eine Blickbeziehung zwischen zwei Kirchen der beiden erst 1909 vereinigten Städte Alt-Saarbrücken und St. Johann, der Ludwigskirche (1762–75) und der Evangelischen Pfarrkirche (1725–27). Stengel begann den Naturraum und die städtischen Strukturen ganzheitlich zu denken und zu gestalten, durchaus auch als Symbol der Einheit im politischen Sinne – immerhin griff Fürst Wilhelm Heinrich baulich in die Schwesterstadt ein.

Nun wird aber diese Blickbeziehung zwischen den beiden Kirchen in Saarbrücken meist benannt als eine »Achse«. Barocke Stadtplanung schuf zugleich vielfältige in das Stadt- und Landschaftsgefüge hineingedachte und hineingelegte lineare Beziehungen, die über lange Strecken reichen können, manchmal fungieren sie als Sichtbeziehungen, oft zudem als die Wegeachsen. So steht es auch mit der Beziehung der beiden Kirchen: Von der Ludwigskirche aus sieht man als Fußgänger bis heute den Turm der Evangelischen



Blick in die Wilhelm-Heinrich-Straße als barocke Straßenachse bis zur Saar, gerichtet vom Ludwigsplatz auf die Evangelische Stadtpfarrkirche und ab der Saar als Sichtbeziehung. Diese Sichtbeziehung wurde durch das Finanzministerium nicht gestellt.

Pfarrkirche, nicht aber umgekehrt, es sei denn, man stiege auf den Turm. Die Kirchen Stengels folgten der klaren Typologie: Kirchenschiff mit axial angesetztem Turm. Insbesondere die Türme wirken ins weitere Stadtbild, während die Kirchenschiffe nur leicht aus der Dachlandschaft hervorstoßen. Die Türme bilden die am klarsten zu fassenden Sichtbezüge. Ursprünglich ging darüber hinaus der Blick auf den Brückenkopf der Alten Brücke auf St. Johanner Seite: Hier legte Stengel 1763 vor dem »Saartor« einen rechteckigen Platz an. Zu der Blickbeziehung kommt partiell eine ihren Verlauf nachzeichnende Wegführung. Hier kann man wirklich von einer Achse sprechen. Sie verlief aber nur vom Ludwigsplatz bis zur Saar in Form der heutigen Wilhelm-Heinrich-Straße.

Eine weitere Achse verläuft dann wiederum vom Turm der Ludwigskirche zum Mittelrisalit des Schlosses. Jedoch auch hier eine, die ihre Tücken hat: Stengel konnte den eigentlichen historischen Kern Alt-Saarbrückens, von dem heute etwa die Probsteigasse zeugt, offenbar nicht umstrukturieren! Daher schob der Altstadt kern die Schloßstraße etwas beiseite, und sie läuft nicht ganz linear aufs Schloß zu. Und es stehen sogar einige Häuser im Weg. Doch das ist, mag sich Stengel auch geärgert haben, im Nachhinein gesehen guter Städtebau: Das Bestehende übt Einfluß aus, es wird nicht etwa verachtet, sondern einbezogen. Der in Tertiär und Alluvium geformte Naturraum, die im Mittelalter gewachsene und auf ihn reagierende Wegführung und schließlich die kunstvolle Formgebung im Barock greifen ineinander. Aufgrund von Gegebenheiten, insbesondere am St. Johanner Saarufer, konnte Stengel auch die bereits angesprochene Blickbeziehung zur Evangelischen Pfarrkirche als Wegebeziehung nur bis zur Saar gestalten.

Und das 20. Jahrhundert, das in seiner Leistung ebenso verkannt wird, wie um 1870 der Barock verkannt wurde und um 1950 der Jugendstil, hat dieser Vielfalt noch würdige Gestaltungen hinzugefügt. Dies ist die nächste Qualität des Saarbrücker Stadtraumes: seine Vielfalt an räumlichen Konzepten verschiedener Zeiten, die nah beieinander stehen und auf glückliche Weise in ein organisches Ganzes gefügt wurden. Auf der Bleiche erstreckt sich heute eine Folge von Einzelbauten: An der Bismarckbrücke steht das Langwiedstift,

es folgen die Galerie der Moderne, die Musikhochschule, das Staatstheater und das Finanzministerium. Zu der Folge der Bauten gehört auch das Diskonto-Hochhaus an der Dudweiler Straße. Muß man auch sagen, daß die Musikhochschule, von Heinrich Latz 1968–71 gebaut und von Karl Hanus 1988 erweitert, äußerlich keine architektonische Gestaltqualität aufweist, so entstand hier durch die insgesamt sechs Bauten doch ein offener Raum der Moderne: Baukörper, die frei auf der ehemaligen Bleiche stehen. So wird das Naturräumliche dieser lange zur Wäschebleiche verwendeten und einst häufig überschwemmten Saarwiesen bis heute spürbar. Dieses Stück Stadtgeschichte wurde nicht durch dichte Bebauung ausgelöscht.

Das war bereits im 19. Jahrhundert so, als an dieser Stelle einzelne Villen standen, wie die Villa Rexroth. Die heutigen modernen, freien Körper gliedern diesen Stadtstreifen, was man sowohl als Spaziergänger aus der Nähe, als auch vom Schloß aus im Überblick erfährt: Vor der kompakten Stadt stehen großzügige Solitäre. Als die Architekten Jürgen Pfeiffer und Kurt Kühnen 1971 für den Wettbewerb das Langwiedstift planten, hatten sie von der Stadtplanung die Vorgabe erhalten, mit ihrem Bau städtebaulich ein Gegenstück zum Diskonto-Hochhaus an der Wilhelm-Heinrich-Brücke zu schaffen. Daher wurde das Langwiedstift zunächst sogar elfgeschossig geplant. Die Folge der Bauten an der Saar erhielt demnach mit der Fertigstellung des Langwiedstifts 1981 einen Abschluß. Zusammen mit dem von Rudolf Krüger und Lutz Rieger 1971–73 gebauten Diskonto-Hochhaus betonen diese beiden Hochbauten im Stadtbild die Endpunkte der Folge und zudem die Brückenköpfe der Wilhelm-Heinrich-Brücke und der Bismarckbrücke. Die Krümmung der Saar mit ihrem Gleithang auf St. Johanner Seite und den Saarwiesen darüber wurde durch diesen Städtebau nachgezeichnet. Die ausbuchtende St. Johanner Altstadt und die sechs Gebäude glichen sich unwillkürlich dem Flußverlauf an. Aber auch innerhalb der Bautenfolge entstanden schon früher bewußt gestaltete Ordnungen und Symmetrien, indem das Staatstheater von Paul Baumgarten von 1938 als der älteste der Bauten eine Art Symmetrieachse zwischen dem Museum und dem Finanzministerium bildet. Beides sind mit Naturstein verkleidete Bauten, die in den sechziger Jahren entstan-



Hanns Schöneckers Galerie der Moderne und Walter Nobis' Finanzministerium als zwei Bauten der 1960er Jahre, die durch Naturstein ihre skulpturale Wirkung steigern.

den und eine bemerkenswerte Plastizität aufweisen: Skulptural setzen sie sich aus Volumen zusammen, die im Einzelnen in einem belebten, sogar spannungsvollen Größenverhältnis stehen, aber ein harmonisch ausgewogenes Ganzes bilden, wie eine abstrakte Plastik. Bei



Hanns Schöneckers Galerie der Moderne (1966–73) staffeln sich fünf Kuben und zeichnen sowohl die Funktionsaufteilung des Museums wie den sanft abfallenden Uferverlauf nach. Würde man hier, wie jüngst geplant, zur Straße hin einen Anbau ausführen, wäre sowohl der Städtebau der Solitäre durch eine Verstopfung des Raumes zerstört, als auch der Bau selbst durch ein Verstellen seiner körperlichen Klarheit entwertet.

Beim Bau der Erweiterung des Finanzministeriums stellte der Architekt Walter Nobis einem

atriumartig den Hof umschließenden Flachbau einen Hochbau gegenüber. Parallel zum Fluß als der wichtigsten naturräumlichen Gegebenheit, weist der Hochbau auf die Richtung, der schon die Stadtmauer sich anschmiegte – in genau kalkuliertem Abstand zum Hochwasser. An der Straßenfront schuf Nobis, auf die Nahsicht bezogen, eine belebte Gliederung von Flächen und Volumen. Zunächst kommuniziert der niedrige und breite Flachbau mit

dem aufrechten Hochbau – eine Dynamik, die aus der Gegenüberstellung der beiden grundlegenden Möglichkeiten, eine Baumasse zu formen, entsteht. Den Flachbau strukturieren gänzlich durchlaufende Fensterbänder mit ihrer starken Horizontalen. Das betont seine Gelagertheit. Er ist auch deswegen niedrig gehalten, um die Blickbeziehung zwischen Ludwigskirche und Evangelischer Pfarrkirche nicht zu beeinträchtigen. Eine »Achse« hat er nie verstellt, da es nur eine nach wie vor bestehende Blickbeziehung zu schützen galt! Da das Stadttor wohl schon seit 1810 nicht mehr bestand, dessen Vorplatz keine klar gefaßte Form mehr aufwies und das Staatstheater eine neue städtebauliche Disposition vorgab, war es nicht mehr erforderlich, diesen Blickpunkt zu berücksichtigen. Beim Hochhaus durchschneidet ein lotrechter, zurückgesetzter Streifen, der sich funktional als Erschließungskern

mit Treppenhaus erklärt, die horizontalen Bänder der Fenster. Diese Gliederung nimmt ihm die Massigkeit, ein Effekt, den das Spiel von offenen Längsseiten und geschlossenen Stirnen unterstützt.

Verirre ich mich in Architekturdetails? Nein, denn dasselbe Thema schnitten bereits die Kirchtürme und Kirchenschiffe mit ihrer Wirkung im Stadtgefüge an. Jede Epoche der Geschichte hatte auch ihre besonders wichtigen Bauaufgaben, die fast immer in Solitären ihren repräsentativen Ausdruck fanden. Diese Baukörper wurden auch besonders gestaltet, sie waren stärker auf eine plastische Wirkung im Stadtbild hin entwickelt und entworfen als die Fassaden der Bürgerhäuser an der Blockkante, deren Wirkung sich bescheiden auf ihre Straßenfassade beschränkt.

Betreten wir nun erneut diesen geschlossenen Stadtraum der Bürgerhäuser, »St. Jean«, so der Name auf einem Plan von 1820. Von Osten, vom ehemaligen Obertor aus kommend, zweigt nicht weit rechter Hand die leicht aufgeweitete Fußstraße zur katholischen Kirche St. Johann ab, die Friedrich Joachim Stengel 1754–58 errichtete. Ganz anders als

der modern gedachte Ludwigsplatz mit seiner Folge von freigestellten Bauten und der auf dem Präsentierteller stehenden Kirche handelt es sich hier um einen seit dem Mittelalter geformten, engen Stadtraum mit seiner klaren Geschlossenheit. Doch diese Struktur läßt auch eine Art länglichen Platz vor der Kirche entstehen, mit schöner Fokussierung auf das Hauptportal und den Turm der Kirche. Geht man in Richtung Markt, bewegt man sich in einem typischen Altstadtgefüge: Geschlossene, mal engere, mal weitere Straßenfluchten mit einer relativ niedrigen Bebauung lenken klar den Weg. Le Corbusier nannte sie »Korridorstraßen«. Wie in einem Innenraum nämlich führen die Straßen zu Knotenpunkten und zu Erweiterungen bei den Märkten, die quasi die Festsäule sind. Die aus der mittelalterlichen Struktur zu erklärenden Stadtgefüge Dinkelsbühls, Lüneburgs oder Saarbrückens bieten Erfahrungen der Geschlossenheit mit dem unwiederbringlichen Reiz des Unregelmäßigen, Gewachsenen, Gewohnten. Aber eben unwiederbringlich: Greift man hier heute zu sehr ein, zerstört man das Gewachsene. Merkwürdig, denn früher wurde ja stetig eingegriffen. Heute aber baut man anders, vor

Das Finanzministerium zeigt an der Straßenfront, wie eine große Baumasse gegliedert werden kann, um ihr die Schwere zu nehmen.



allem größer. Aber auch insofern ist das Alte unwiederbringlich, als es nicht nachgemacht werden kann, wenn es einmal zerstört wurde.

Diese Räume, die der Text imaginär durchschreitet, stehen vor dem Hintergrund einer Proportion zwischen Naturräumen und Stadträumen, die in Saarbrücken besonders ausgewogen ist. Ich glaube, daß das Tal mit seiner vergleichsweise bescheidenen Größe der Stadt ein gutes Maß vorgab, das architektonisch und städtebaulich immer beachtet worden ist. Und selbst in der Altstadt von »St. Jean«, wo man wegen der relativen Enge der Straßen die Bergketten nicht sieht, bleibt die vorher gemachte Erfahrung des Tals im Bewußtsein und setzt auch diese »Innenräume« der Altstadt in ein harmonisches Verhältnis zwischen Stadt und Landschaft. Dieses Erlebnis ließe sich im Kleinen stärken: etwas weniger Parkplätze im Bereich wichtiger Blickbeziehungen, auch einige Baumfällungen, so daß man vom Schloß die Solitäre auf den Bleichwiesen sehen kann. Und weniger raumgreifende Straßenlampen im Zentrum.

Zwei Generationen haben am Nordostrand dieser kleinteiligen Altstadt, unmittelbar außerhalb der hier einen Halbkreis schreibenden und 1810 abgebrochenen Stadtmauer, neue großzügigere Räume geschaffen, die Jahrhundertwende und die Nachkriegsmoderne. Der Rathausplatz vom Ende des 19. Jahrhunderts erscheint zugleich verwinkelt wie auch wohlgeordnet aufgrund seiner klaren Staffelung der Bauten. Rathaus und Johanniskirche als die ersten Bauten stehen sich fast parallel gegenüber, gruppieren sich auf einer nordsüdlich verlaufenden Linie vis-à-vis. Die Stephanstraße kreuzt nun schräg zwischen ihnen. So kommt die charakteristische Staffelung der angrenzenden Wohn- und Geschäftshäuser zustande, die an diesen schrägen Verlauf im Stadtgefüge quasi nur mit einer spitzen Ecke heranrücken können. In Sandstein gehüllt auch sie, nehmen sie Bezug auf die Hauptbauten: Die Kirche, 1898 von Heinrich Güth und das Rathaus 1900 von Georg von Hauberisser – ein Platz der Jahrhundertwende. Es entsteht ein durch das Material edler und einheitlicher, malerischer und zugleich geordneter Raum.

Rathausplatz mit der schräg durch die Bebauung laufenden Stephanstraße: Häuserreihen der angrenzenden Bauten stoßen vor und schaffen einen immer wieder eingegrenzten Raum.





Blick in die Fürstenstraße:
lebendige Stadtgeschichte

sie zu verändern. Schaut man in der Fürstenstraße nämlich in Richtung Saar, am Kaufhaus Karstadt entlang, ergibt sich ein irgendwie absurder Blick: Links zeigt gründerzeitliche Architektur, wie in der Rosenstraße, die ältere Fassung der Ostkante des Straßenraums an – wo allerdings vor 1890 sicher mittelalterliche oder barocke Häuser standen. Jede Zeit hat auch vernichtet. Diese Bebauung zeichnet mit ihrem Knick den alten Mauerverlauf nach. In Bildmitte links die Hochhauscheibe des Finanzministeriums, rechts davon die »Schnecke«, eine Stra-

ßenrampe des Parkhauses auf dem Kaufhaus, das rechts angeschnitten ist. Lasse man dieses Bild als ein ästhetisches Gefüge auf sich wirken. Betrachte man es, bevor man schnell mit Alexander Mitscherlichs Wortschöpfung »un- Seine Ausdrucksstärke wurde schließlich durch eine vom Ausdruck geleitete Periode komplettiert: Der Expressionismus der 1920er Jahre in Gestalt der Sparkasse von Walther Kruspe und der Rathausweiterung. Voraussetzung dieser letzten Komplettierung des Ensembles war, daß man nach der Jahrhundertwende die Stephanstraße nach Südosten fortsetzte und so dem Rathausmarkt erst seine würdige Bedeutung im Straßengefüge gab. Spaziert man nun vom St. Johanner Markt durch die Kaltenbachstraße, überquert man einen geradezu italienisch anmutenden kleinen Platz, dann eine kleine Straße, an der einst die Mauer verlief, und gelangt schließlich am Rathaus vorbei in dieses besondere Ensemble der Jahrhundertwende. Es vollzieht sich eine Bewegung durch Abfolgen menschlicher Idealauffassungen von Stadt. Das macht Spaß.

Benrampe des Parkhauses auf dem Kaufhaus, das rechts angeschnitten ist. Lasse man dieses Bild als ein ästhetisches Gefüge auf sich wirken. Betrachte man es, bevor man schnell mit Alexander Mitscherlichs Wortschöpfung »un-

Aber es gibt auch diese noch nicht erkannten, heute »qualitätlose Bereiche« genannten Räume. Wohl muß man sie noch etwas ruhen lassen, wenn es nicht unbedingt nötig erscheint,



Saar, St. Johanner Markt und alte Brücke, Karte von 1903 (schwarze Linien) mit der darüber kopierten aktuellen Karte (grau): Finanzministerium und Karstadt entwickelten sich außerhalb der ehemaligen Stadtmauern auf Randbereichen.



Vom Markt aus wirkt das Technikgeschoß von Krügers Karstadt störend, dafür kann man aus der Nähe eine Architektur von höchster plastischer und graphischer Qualität entdecken.



wirtlich« alles beiseite wischt. Denn das, was man da sieht, hat was. Hier stoßen Phasen der Stadtgeschichte aufeinander, Ideale und Fragmente mischen sich. Wir sehen ein Stück gewachsenen Dekonstruktivismus: Er ist stadtgeschichtlich begründet, und es ist weder ein Zufall noch ein Mangel an Verständnis, wenn die Moderne solche Brüche zulassen konnte. Frank Owen Gehry baute in Bilbao das Guggenheim-Museum als dekonstruktivistisches Werk, und alle lieben es. Den Bilbao-Effekt

einer solchen natürlichen, dekonstruktivistischen Vielfalt wie in Saarbrücken muß man entdecken; über seinen eigenen Schatten springen. Denn das Technikgeschoß von Karstadt, das sich über dem St. Johanner Markt erhebt, erscheint schon deplaziert. Um dem Werk aber gerecht zu werden, betrachte man das Kaufhaus auch von seinen guten Seiten: Errichtet haben es 1970–71 Rudolf Krüger, Lutz Rieger und Walter Nobis gemeinsam; Nobis als Architekt des gegenüberstehenden Finanzministeriums war auch hier beteiligt. Karstadt gibt sich mit ganz anderen Mitteln expressiv, formenstark, selbstbewußt. Der Bau erhielt 1973 den Architekturpreis des Bundes Deutscher Architekten. Sieht man gerade an seiner Rückseite die kontrastierten Bauteile und Farben, aus geometrisch eindeutigen Formen zusammengesetzt, stimmt man dieser Preisvergabe zu. Stadtgeschichtlich leistete Karstadt Pionierarbeit, denn zum Zeitpunkt der Errichtung war der St. Johanner Markt »verruht« und galt als Rotlichtbezirk. Erst das große Kaufhaus erschloß größere Kundenkreise östlich der »Gefahrgrenze« Dudweiler Straße dem Flanieren im Zentrum der alten Geschäftsstadt. Das bereitete den Grund auch für die Ansiedlung vieler kleiner Geschäfte. Daher erklärt es sich, warum das Technikgeschoß mit dem Schriftzug »Karstadt« damals in den Markt hereinragen sollte.

Die Jahrhundertwende schuf mit dem Rathausplatz einen strukturierten Innenraum im Gefüge, die Sechziger integrierten mit dem Warenhaus Karstadt einen einzeln stehenden Bau, einen Solitär. Beide stehen außerhalb der umgrenzten Stadt mit ihrer historischen Struktur, beide respektieren das Gewachsene und führen es zugleich fort, mit gebührendem Abstand. Stadt bestand immer aus widersprüchlicher Vielheit. Jeder Generation seit Beginn der Neuzeit ist es schwergefallen, jüngere Umgangsformen zu akzeptieren, wenn sie gerade aus der Mode gekommen waren. Da setzen immer Pubertät und Vatermord ein. In Saarbrückens Zentrum schließen sich die Zeugnisse verschiedener Generationen aber in einem räumlichen und geschichtlichen Ganzen zusammen, das sich zu »lesen« lohnt. Ich habe noch keine räumlich derart überwältigende und ihre Strukturen und Geschichten so sprechend darstellende Stadt erlebt.

Auf dem Schuttplatz meines Rechners

Welche Artikel besser sind? Die fertig geschriebenen, die bestens betreuten, gut redigierten, die dem Stift kundiger Lektoren überlassenen oder die nur begonnenen, nie ausgeführten, doch fast bis zu Ende gedachten, oder die mühselig ziselierten oder locker flockig hingeworfenen veröffentlichten?

Ein Blick auf die Dateien aus mehr als zehn Jahren *Saarbrücker-Hefte*-Mitarbeit weist eine stattliche Zahl von Rudimenten von Texten aus, kein Steinbruch für dann doch verfertigte, sondern eher so etwas wie – Dummies. Werden in Stellung gebracht und getestet. Keine Nach- sondern Vorahmer. Die Arbeit daran hat einiges gekostet, vielleicht blieb am Ende die Erkenntnis, dies war es nicht, beim nächsten Mal aber ... Als Leser der Hefte sollen Sie jedoch Ihr Recht bekommen, einen Blick auf diesen Schutthaufen zu werfen. Bevor also diese Fragmente, Textruinen, Entwürfe, Versuche, ohne Essays auch nur je werden zu wollen, von mir auf den Schuttplatz meines Rechners, den sogenannten Papierkorb geworfen werden, ein Terminus, der die Iconisierung unserer Lebenswelt widerspiegelt, zuvor also möchte ich Ihnen einige Beispiele geben von dem, was Sie vielleicht hätten lesen können.

Ungewisse Zukunft – wie viele Krankenhäuser braucht das Land?, so hieß der Arbeitstitel eines schon weit gediehenen Artikels für die Ausgabe 93. Immerhin betrug sein Umfang schon an die 10.000 Zeichen, was im Heft mit den vorgesehenen und schon ausgesuchten Graphiken sicher drei Seiten gefüllt hätte. Warum ich ihn nicht vollendete? Mir fehlte wohl das Durchhaltevermögen, all die ministeriellen und gesundheitspolitischen Verlautbarungen am Abend durchzukauen und für den Artikel zu verdauen. Warum auch? Noch heute, im November 2008, werden die gleichen Klagen und Beschuldigungen von den Akteuren ins Spiel gebracht.

Last exit ARGE. Erfahrungen mit Bewerbern um einen Zusatzjob, auch kein schlechter Titel – oder? Nur ein Heft später wieder ein weit gediehener Ansatz für einen Artikel, dieses Mal mit einer anderen Stoßrichtung und stark durchtränkt von der eigenen Erfahrung. Weniger sozialkritisch, auch nicht die herrschende Agenda-2010-Politik attackierend, sondern ein nachdenklicher Reflex auf die schier unendlich erscheinende Anzahl von Gaukeleien, Märchen, Schummeleien, Verschleierungen oder schlicht Lügen von – heute aus Antidiskriminierungsgründen nicht mehr so zu nennenden – Hartz-Vierlern, Ein-Euro- oder Zusatz-Jobbern, die jetzt als Menschen in zusätzlichen Arbeitsgelegenheiten bezeichnet werden. Hier war es die im Innern durchgerungene Frage, ob dieser Artikel in die Hefte passe, nicht gleichsam unter der Hand etwas ganz anderes zeige: die eigene Abhängigkeit des Wahrnehmens, Denkens, Reflektierens vom aktuellen Diskurs. Daß dieser Entwurf nicht zum fertigen Artikel gediehen ist, war vernünftig, auch, daß ich die Zeit aufgewendet habe dafür.

Und, um dem Sprichwort seine Ehre zu geben, aller guten Dinge sind drei: *Der Irrtum*. Abgespeichert im Ordner für Heft 97. Eher fürs Feuilleton als für die *Saarbrücker Hefte*. Die Geschichte eines Zeitungslesers im Urlaub, unverkennbar der Autor, der entdeckt, daß er ganz gebannt im Feuilleton der *FAZ* mehrere Jahre alte Rezensionen liest. Und das mit Gewinn! Herbert Temmes



Wer zu lesen versteht, besitzt
den Schlüssel zu großen Taten.

ALDOUS HUXLEY

Buchhandlung Hofstätter

Johannisstraße 3
66111 Saarbrücken
Telefon (0681) 33825

Öffnungszeiten:

Montag bis Mittwoch 10.00 – 18.30 Uhr

Donnerstag & Freitag 10.00 – 19.30 Uhr

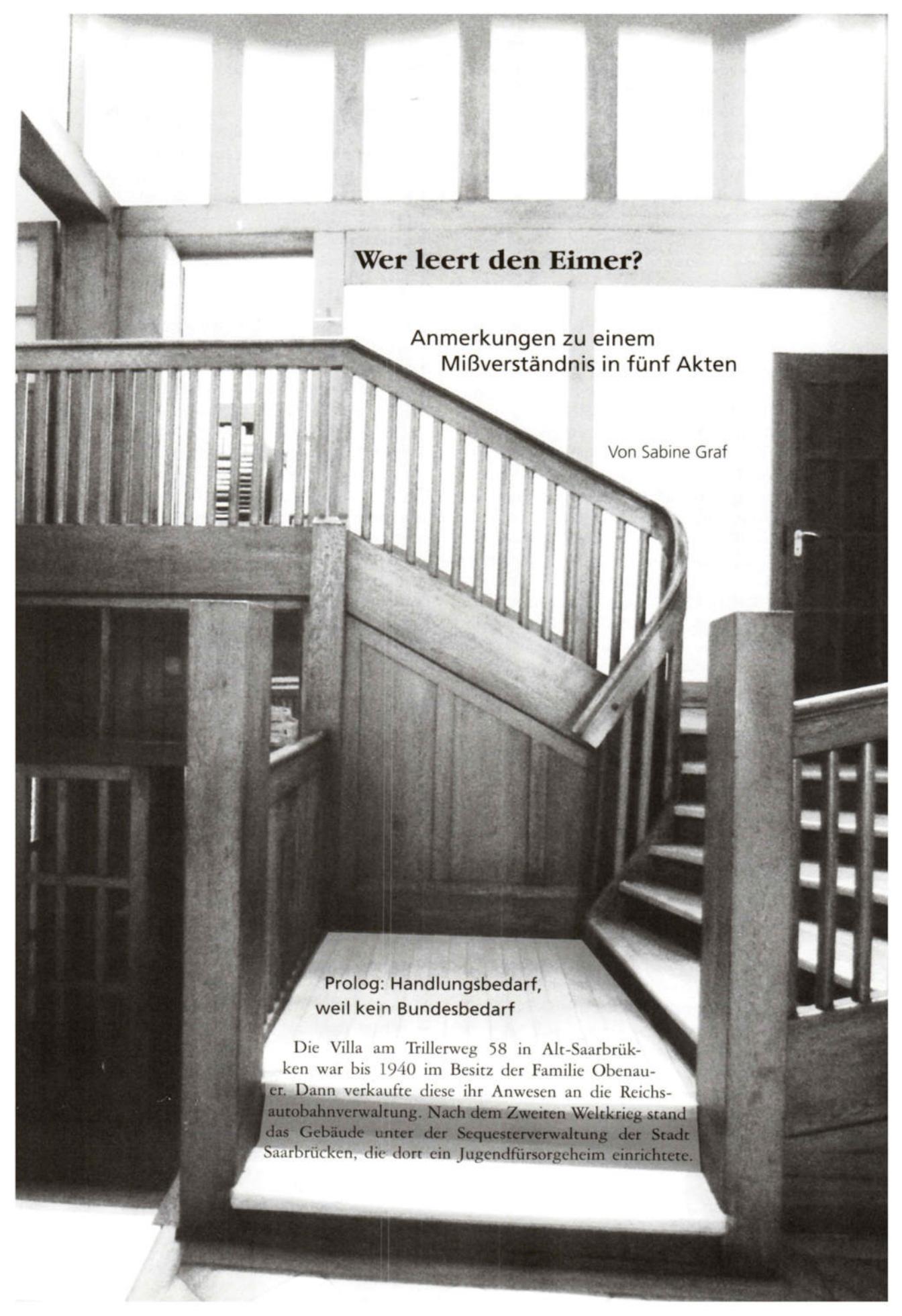
Samstag 10.00 – 16.00 Uhr



Wer sich Neuem in der Kunst nähert, muß sich oft eine Schneise schlagen durch das Dickicht eines neuen Vokabulars zur Umschreibung des Neuen. Durch den Begriffsurwald der Neuen Musik navigiert Sie nun der SWR2 KOMPASS NEUE MUSIK.

Die Autoren Lydia Jeschke und Stefan Fricke stellen über 200 Begriffe aus der Gegenwartsmusik vor: fach- und sachkundig, verständlich und unterhaltsam. Der SWR2 KOMPASS NEUE MUSIK ist ein unkonventionelles Musiklexikon, ein Wegbegleiter auf der Reise durch den Kosmos der Gegenwartsmusik.

ISBN 978-3-89727-369-6, 5 EUR



Wer leert den Eimer?

Anmerkungen zu einem
Mißverständnis in fünf Akten

Von Sabine Graf

**Prolog: Handlungsbedarf,
weil kein Bundesbedarf**

Die Villa am Trillerweg 58 in Alt-Saarbrücken war bis 1940 im Besitz der Familie Obenauner. Dann verkaufte diese ihr Anwesen an die Reichsautobahnverwaltung. Nach dem Zweiten Weltkrieg stand das Gebäude unter der Sequesterverwaltung der Stadt Saarbrücken, die dort ein Jugendfürsorgeheim einrichtete.

1960 wurde die Villa Obenauer unter Denkmalschutz gestellt, 1962 ging das Gebäude in den Besitz der Bundesrepublik als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches über. Bis in die neunziger Jahre war in der Villa Obenauer eine Außenstelle des in Trier ansässigen Bundesvermögensamtes untergebracht.

1997 begann das Saarbrücker Architekturbüro Krüger-Rieger im Auftrag des Bundes in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Konservatoramt mit den Sanierungsarbeiten an der Villa Obenauer. Mit Datum vom 15. Juli 1998 legte das Architekturbüro eine bauhistorisch-architektonische Analyse vor. Im Jahr darauf schätzte das Büro die Kosten für die notwendigen Sanierungsmaßnahmen der Villa auf 2,3 Millionen DM. Wenig später wurden die Sanierungsarbeiten gestoppt und die für 1999 bereits bewilligten Gelder gesperrt. Es ging das Gerücht, daß die Außenstelle des Vermögensamtes aufgelöst und das Gebäude verkauft werden sollte. Es traf sich, daß 1999 am »Tag des offenen Denkmals« die Villa Obenauer zum ersten Mal der Öffentlichkeit zugänglich war. Eins kam zum anderen: Die Furcht vor dem Leerstand und vor dem weiteren Zerfall des Gebäudes und der Wunsch, das in seiner Art epochemachende Bauwerk ständig oder wenigstens in regelmäßigen Abständen für Besucher zu öffnen. Also beschlossen einige Architekturinteressierte und Streiter für den Erhalt von denkmalgeschützten Bauwerken, etwas zu unternehmen. Der Deutsche Werkbund Saarland sah sich in der Pflicht, hier für Peter Behrens, der einst diesen mitbegründet hatte, und das von ihm in Saarbrücken geschaffene Gebäude einzutreten. Gerade war eine neue Regierung ins Amt gekommen und schickte die Botschaft vom »bürgerschaftlichen Engagement« hinaus ins Land. Der Deutsche Werkbund Saarland vernahm die Botschaft im Glauben, daß ihr Taten folgen würden. Es entspann sich ein unfreiwilliges, mehrjähriges Forschungsprojekt über die Doppelbödigkeit öffentlichen Sprechens, bei dem zwar die Akteure augenscheinlich dieselben Begriffe benutzten, aber jeweils mit anderer Bedeutung füllten und daraus ihre je eigene Argumentation entwickelten. Der Plan, die Villa Obenauer in öffentlichen Besitz zu überführen, statuierte ein Exempel für einen Diskurs, in dem Sagen und Meinen immer zweierlei sind.

Akt 1: Sprachhandlungen I

Im September 2000 hatte die CDU mit Peter Müller als ihrem Ministerpräsidenten an der Spitze die Macht im Land übernommen. Im Bund war seit zwei Jahren eine rot-grüne Regierung im Amt, die einen Saarländer im Rang des Bauministers und erstmals einen Staatsminister für Kultur und Medien installierte, und damit auf nationaler Ebene der Kultur einen hohen Stellenwert einräumte. Alles sollte besser und anders werden, weswegen der neue saarländische Ministerpräsident in seiner Regierungserklärung und von der Bevölkerung mehr bürgerschaftliches Engagement einforderte. Die Probe aufs Exempel erfolgte, als sich Marlen Dittmann, 1. Vorsitzende des Deutschen Werkbunds Saarland in einem Schreiben vom 23. November 1999 an den Ministerpräsidenten wandte und ihn um Unterstützung bat: Die Villa Obenauer hat hier dank des Kaufmanns Gustav Obenauer in Saarbrücken ihren Platz. Einmal mehr erwies sich der Landstrich als Experimentierfeld, als das es schon dem preußischen Geheimen Oberbaurat Karl Friedrich Schinkel galt, der von Berlin aus seinen Plan einer achteckigen Kirche in Bischmisheim umsetzen ließ.

Die Villa Obenauer bildete für das 20. Jahrhundert die Vorhut des Neuen Bauens, das spätestens seit den zwanziger Jahren einen Rang behauptete, den man ihm bis heute weltweit zuerkennt. Daß dessen Ursprung nun ausgerechnet in Saarbrücken liegt, mag sich als problematische Hypothek erwiesen haben. Zu behäbig, harmoniestrebend, saarländisch-freudvoll ist bekanntlich die hiesige Mentalität, als daß sich die mit Experimentierfeldern und den Weg in die Moderne weisenden Gesamtkunstwerken verbundene Freigeistigkeit damit vereinbaren ließe. Mag sein, daß die Verantwortung gegenüber dieser »Inkunabel der Moderne« einfach zu groß war, so daß man sie am besten gar nicht beachtete. Doch war es nichts von alledem, sondern die Entscheidungen gehorchten einer schlichten wie höchst pragmatischen Sachzwanglogik.

Damit begann ein Mißverständnis und ein Dialog, der den Namen nicht verdient, da er nicht auf der gleichen Sprachebene geführt wurde. Der Deutsche Werkbund Saarland sah sich aufgrund der Ereignisse gefordert und stritt für den Erhalt des Gebäudes seines Mitbegründers. Die ungewisse Zukunft der Vil-



Eine Inkunabel der modernen Architektur

Die Villa Obenauer von Peter Behrens

Von Marlen Dittmann

1904 beauftragte der Saarbrücker Lebensmittelgroßkaufmann und Fabrikant Gustav Obenauer Peter Behrens mit dem Bau seines Wohnhauses. Im Sommer 1905 war Baubeginn, anschließend wurden die Pläne von Behrens noch grundlegend überarbeitet. 1907 bezogen die Obenaus ihr Haus. In der Addition kubischer Baukörper, ihrem raumbewußten Schichten und Stapeln, im Gleichgewicht aus horizontalen und vertikalen Flächen, im flachen Dach des Annexbaus zeigt sich die bahnbrechende Bauge-sinnung.

»Der Grundriß des Baus besteht aus dem großen Quadrat des Haupt- oder Wohntraktes, das in seiner hinteren rechten Ecke von dem diagonalparallel verschobenen, kleinen und annähernd quadratischen Viereck des Neben- oder Wirtschaftsblocks asymmetrisch durch-

drungen wird. [...] Die Geschosse der beiden Teile sind in alternierendem Rhythmus gegeneinander versetzt.«¹ Diesem Baue-füge vorgelagert ist eine Säulenhalle, wie ein massiver Sockel wirkend und als Aus-sichtsterrasse dienend. Sie mündet an der linken Hausseite in einen flachen Pavillon, der sich bis zur Straße vorschiebt. Die An-bauten verbergen die einfache Form, die den Entwurfskern ausmacht. Die Fassade der beiden Wohngeschosse ist symmetrisch ge-gliedert. Im auskragenden, auf einer Zahn-schnittreihe ruhenden Obergeschoß sind die Ecken risalitartig betont. Die schmalere Mitte tritt zurück, wird aber durch einen geschwungenen Balkon mit kostbar ornamentiertem Ei-sengitter und durch einen krönenden Dreiecksgiebel geadelt.

Breite Kanneluren gliedern die Fassaden in liegende und stehende Rechteckfelder, in die die Fenster harmo-nisch eingebunden sind. Die



Peter und Lilli Behrens um 1889

la ließ den Werkbund deren weiteren Zerfall fürchten. Er hegte den Verdacht, daß die Villa zum Spekulationsobjekt, zur Bruchbude heruntergekommen, nur noch abgerissen werden könnte und Platz für einen Neubau wäre. Klar war daher sein Bekenntnis: »Wir halten dieses Vorgehen für nicht verantwortungsvoll.«

Zumal der Werkbund keinen privaten Eigentümer in der Lage sah, die Villa als »Denkmal nationaler Bedeutung« entsprechend zu pflegen. Daher schlug er in seinem Schreiben an den Ministerpräsidenten die öffentliche Nutzung durch eine Stiftung oder ein Hochschulinstitut vor. Auf dieser Basis argumentierten fortan die Streiter für die Villa Obenauer und entwickelten daraus ihre Vorschläge vor dem Hintergrund des vom Ministerpräsi-

denten eingeforderten »bürgerschaftlichen Engagements«. Es war Auftakt einer Folge symbolischer Sprachhandlungen, zu denen der Begriff »bürgerschaftliches Engagement« ebenso gehörte wie der ebenfalls der Regierungserklärung anhängliche Satz »Kulturförderung ist nicht Luxus, sondern notwendiger Beitrag zur Zukunftsgestaltung unseres Landes.« Der Spielraum für Interpretationen der Begriffe war geöffnet.

Akt 2: Mechanik des politischen Sprechens

Die Antwort des Ministerpräsidenten kam prompt durch einen Referenten der Staats-

Öffnungen sind glatt und ohne jede Rahmung aus der Mauer herausgeschnitten. Im Wohngeschoß sind es waagrecht geteilte Schiebefenster, in der Etage darüber binden sie sich als senkrecht geteilte ein in das Band aus stehenden Rechteckflächen. Jede Architekturform, jedes Detail unterliegt dem Grundmaß von 1,12 m, dem Vielfachen davon und Drittelungen.



Rohbau 1906, Rückansicht

Das Innere wird von einer zweigeschossigen Diele beherrscht, die man durch den Pfeilergang und einen senkrecht dazu stehenden Treppenflur erreicht. Er mündet in die frei um die Halle herumgeführte Holzterrasse, die wiederum auf eine Holzgalerie führt, die die Schlafräume erschließt. Ein mächtiger Kronleuchter balanciert den hochgestreckten Raum ästhetisch aus. Um die Diele ordnen sich Speisezimmer

und Damenzimmer und auf halber Stockwerkhöhe ein als Wintergarten genutzter, sprossenverglaster Erker. Die Stuckdecke des Eßzimmers ist in quadratische Kassetten eingeteilt. Ein breites, großes Fenster ist bis dicht auf den Boden herabgeführt. Die gegenüberliegende Schiebetür zeigt ein rechteckiges Stabwerk. An den beiden Längswänden sind zwei hohe Schränke, ein rundlich vortretendes Büfett und ein Glaschrank angeordnet.

Die Bedeutung der Villa Obenauer als Kulturdenkmal begründete das Staatliche Konservatoramt so: »Das Haus Obenauer ist als herausragendes Bauwerk zu würdigen, das von der innovativen Gestaltungskraft seines künstlerischen Urhebers ebenso eindrucksvoll Zeugnis ablegt wie von der bemerkenswerten Aufgeschlossenheit des Saarbrücker Auftraggebers. Darin liegt sein Rang als Kulturdenkmal von überregionaler Bedeutung begründet. In der Denkmal Landschaft des Saarlandes erscheint der Bau neben den zahlreichen Zeugnissen eines traditionellen Historismus geradezu als Inkunabel der Moderne.«²

Im Jahr 2000 ist die Villa dringend sanierungsbedürftig. Die Fassaden spiegeln die fein ausgewogenen Proportionen des Ursprungsbaus nur noch unzulänglich wider. Im Wohngeschoß wurden die straßenseitigen Fenster verkleinert, das Seitenfenster wurde zugemauert, das rückwärtige Eßzimmerfenster verändert. Auch fehlen das Sei-

kanzlei am 7. Dezember 1999, mit Dank für das Schreiben und der Versicherung, mit Interesse die Ausführungen gelesen zu haben. Doch hier deutete sich bereits an, was alsbald zum besonderen Kennzeichen des Briefwechsels werden sollte: Verzögern, Vertagen und Weiterleiten. Daher wurde der Sachverhalt, so die Auskunft, erst einmal geprüft, verbunden mit dem Versprechen, danach sich wieder zu melden. Das war am 11. Januar 2000 der Fall und brachte die Gewißheit, daß die Bundesvermögensverwaltung ihre Ortsverwaltungen, also auch die in Saarbrücken, »bis spätestens in eineinhalb Jahren«, also bis Mitte 2002 auflösen werde. »Für diesen Zeitraum wird beabsichtigt, das Gebäude in seinem derzeitigen Zustand weiter zu nutzen.« Was so viel hieß

tenfenster im ersten Obergeschoß sowie der hohe Kamin. Die bodentiefen seitlichen Öffnungen der Vorhalle sind geschlossen, innen verändert ein brüstungshoher Marmorsockel sowohl das Wandrelief als auch das Erscheinungsbild der weiterführenden Treppe. Der Glaserker wurde bereits 1920 durch einen gemauerten ersetzt. Ein Flachdach über der rückwärtigen Terrasse beeinträchtigt das Fassadenbild. Anstelle dunkelgrauen Tons deckt roter Ziegel das Dach.

Die Außentreppe auf der linken Hausseite fehlt ebenso wie das kunstvolle Gartentor. Der Garten ist zerstört, große Teile sind durch einen Büro-Neubau in Anspruch genommen. Die Halle ist weitgehend original erhalten. Anstelle der Glastür wurde eine Holzgarderobe eingebaut, der Kronleuchter verschrottet. Von der Einrichtung des Speisenzimmers sind neben der Täfelung nur Teile des Büfetts erhalten. Die Kassettendecke wurde entfernt.

Heute befindet sich die Villa in Privatbesitz und wird nach einer gründlichen Sanierung wieder als Wohnhaus genutzt. Die augenfälligsten, von der Denkmalpflege genehmigten Veränderungen sind:

Auf dem pavillonartigen Terrassenvorbau wurde eine Pergola errichtet, die dem Geist des Hauses widerspricht. Behrens hatte in Vorentwürfen eine Pergola auf einem quadratischen Kubus geplant. Er wurde aber als Rechteck ausgeführt, dessen Maße dem Proportionssystem des Hauses und seiner äs-

thetischen Aussage nicht mehr entsprachen. Die Pergola mußte logischerweise entfallen. Der Glaserker wurde wiederhergestellt. Die zugemauerten Fensterflächen im Wohngeschoß wurden freigelegt. Die ehemaligen waagerechten Schiebefenster aber ersetzte man durch senkrechte geteilte, zwei-flügelige Fenstertüren, die sich nicht in das Rechteckraster einbinden. Bedauerlich ist, daß bei der sehr aufwendigen Sanierung im Detail das Behrensche Proportionssystem nicht beachtet und damit die ästhetische Grundidee des Hauses beeinträchtigt wurde.

thetischen Aussage nicht mehr entsprachen. Die Pergola mußte logischerweise entfallen.

Der Glaserker wurde wiederhergestellt.

Die zugemauerten Fensterflächen im Wohngeschoß wurden freigelegt. Die ehemaligen waagerechten Schiebefenster aber ersetzte man durch senkrechte geteilte, zwei-flügelige Fenstertüren, die sich nicht in das Rechteckraster einbinden.

Bedauerlich ist, daß bei der sehr aufwendigen Sanierung im Detail das Behrensche Proportionssystem nicht beachtet und damit die ästhetische Grundidee des Hauses beeinträchtigt wurde.

Rohbau 1906, Straßenansicht



Anmerkungen

- 1 Gisela Moeller, *Peter Behrens in Düsseldorf. Die Jahre von 1903 bis 1907*, Düsseldorf: Beton 1990, S. 242.
- 2 Dr. Schneider, Schreiben zur Vorbereitung eines denkmalpflegerischen Sanierungskonzeptes, 27. 1. 1992.

Anfragen. Entweder antworteten Referenten und Abteilungsleiter anstelle der angeschriebenen Minister, oder aber Journalisten und Fernsehintendant gaben wie die angefragten Entscheider in den Ministerien die Anfragen weiter. Der Ministerpräsident ließ zur Stabsstelle weiterleiten, der damalige Bundesbauminister Reinhard Klimmt schickte die Bitte des Werkbundes an den für die Immobilie Villa Obenauer zuständigen Finanzminister Hans Eichel. Nicht ohne seinen guten Willen zu bekunden und ihn im Sinne des Werkbundes zu bitten und dabei möglichst vorsichtig vorzugehen. Da verwandelte sich in der Mitteilung des Ministers an seinen Amtskollegen die Kritik des Werkbundes am Umgang mit der Bausubstanz und der begründete Verdacht, eine kostenträchtige Immobilie verkommen zu lassen, um sich ihr dann besser entledigen zu können, zur »Sorge« darüber, »daß notwendige Bestandserhaltungsmaßnahmen zu sehr verzögert« und daß bei einem Verkauf an einen privaten Nutzer »die denkmalpflegerischen Belange nicht in gleichem Maß wie bisher beachtet werden.« Nun wurden sie bislang gar nicht beachtet bzw. nicht lange genug, was den Deutschen Werkbund Saarland ja auf den Plan gerufen hatte.

Hier mag Vilém Flussers »Dritter Hauptsatz« der Kommunikation gelten. »Wer kommunizieren will, darf wenig informieren« ist darin verfügt. Dem blieb der Brief mit gutem Willen und kollegialer Rücksichtnahme verbunden. Da war es »problematisch«, nur die Gefahrenstellen der Villa zu beseitigen, sofern die Entscheidung über die künftige Nutzung der Villa noch ausstehe. Darum sollte der Kollege Finanzminister bitte noch einmal diese Entscheidung überprüfen lassen. Doch auch für den Fall, daß man verkaufen wolle, kam der Bauminister um Unterstützung ein. Es solle ein »Interessent« sein, der »an dem außerordentlich hohen Denkmalwert dieses Gebäudes und seiner Erhaltung ein persönliches Interesse habe.« Zumindest mehr als der Staat als Eigentümer es bislang gezeigt hatte. Diese Mischung aus Rücksichtnahme auf den Amtskollegen durch weichgespülte Formulierungen so weit wie möglich und Vertretung des Anliegens des saarländischen Wahlvolkes so viel wie nötig, war noch das Beste, was von der Seite der Entscheidungsträger geboten wurde. Eine andere Spielart im Umgang mit Anfragen war das Angebot der kostenlosen Mithilfe bei was

auch immer. Unterm Strich war das Ergebnis freilich dasselbe: Pflichtschuldiges Antworten mit eingebautem Leerlauf und der Hoffnung, daß die Zeit schon Fakten schaffen würde, mit denen sich alle notgedrungen abfinden müßten.

Der Werkbund sprach, nachdem die Auflösung der Verwaltungsstelle beschlossen war und damit die Zukunft der Villa ungewiß schien, alle an, von denen er sich Hilfe für seinen Plan erhoffte. Man schrieb an Hans Rollmann, den Präsidenten der saarländischen Architektenkammer, wegen einer gemeinsam von Architekten und Werkbündlern zu tragenden Einrichtung. Rollmann lehnte ab, verwies auf das fehlende Geld und versprach, sich in Gesprächen mit der Landesregierung statt dessen für die Einrichtung eines Gästehauses zu verwenden. Mit der gleichen Post erhielt der Werkbund ein Schreiben der Bevollmächtigten des Saarlandes beim Bund, Monika Beck, die dem Vorschlag, daß das Land die Villa erwerbe, eine Absage erteilte und eine weitere Variante zum Thema Vertagen-Verschieben bot und Bauminister Reinhard Klimmt als den weitaus besseren Ansprechpartner(!) empfahl. Nicht zuletzt, weil er der Regierung angehörte und daher über einen besseren Kontakt zu seinem Amtskollegen, Finanzminister Eichel verfüge. Das Saarland könne hingegen nichts tun, vor allem kein Geld für den Kauf der Immobilie geben. Gerne wolle sie aber mithelfen, betonte sie vorsorglich, sobald ein konkretes Angebot des Eigentümers vorliege, über weitere Möglichkeiten der Nutzung und Finanzierung nachzudenken.

Angebote wie die von Rollmann und Beck hoben sich gegenseitig auf, nichts war gewonnen. Der damalige Rektor der Hochschule der Bildenden Künste Saar, Horst Gerhard Haberl, hatte zum Angebot eines Designzentrums erst gar nicht Stellung genommen und schwieg. Unterdessen kommunizierte der Werkbund weiter. Aus seinen Reihen und mit anderen an der Causa interessierten Saarbrückerinnen und Saarbrückern hörte man am 18. Mai 2000 einen Vortrag von Tilmann Buddensieg über Peter Behrens, die von ihm geschaffenen Gesamtkunstwerke und seine Bedeutung für die Industriekultur und verfaßte eine Resolution zum Erhalt der sanierten und im Originalzustand wiederhergestellten Villa Obenauer als öffentliche Einrichtung. Am 12. Juli desselben Jahres gründete sich der Freundeskreis

Villa Obenauer e.V. und der Einsatz für die öffentliche Nutzung des Gebäudes ging in eine neue Runde. Wie ein »Schutzschild« sollte sich eine von dem Freundeskreis zu mobilisieren gedachte überregionale Öffentlichkeit um die Villa stellen und damit das Schlimmste verhindern. In dem Maß wie die Arbeit der Freunde der Villa Obenauer mit neuen Ideen und Vorschlägen zu deren Erhalt durch Rückführung in ihren ursprünglichen Zustand und einer öffentlichen Nutzung wuchs, mehrten sich die Varianten um das Verschieben und Weiterleiten von Zuständigkeiten. Es war ein Kampf gegen Windmühlen, die sich jedoch noch nicht einmal heftig drehten, sondern reglos verharren.

Argumente spielten dabei keine Rolle, weil der politische Wille ein anderer war im Industrieland-Saarland, einer damals modischen

Wendung, in der sich das Bekenntnis zur Industriekultur manifestierte. Daß die Villa Obenauer hier eine besondere Rolle spielen könnte, worauf der Freundeskreis verwies, war nicht von Belang. Der Vorschlag, die Villa für einen symbolischen Preis an das Land zu veräußern, um dann in Ruhe ein Nutzungskonzept zu entwickeln, ging an Ministerpräsident und Bundesbauminister und blieb ohne Antwort. Statt symbolischem Preis bevorzugte man eine symbolische Sprache vom bürgerschaftlichen Engagement und dem Bekenntnis zum Bauwerk und zum Denkmalschutz.

Das saarländische Umweltministerium wollte daher nicht Mitglied im Freundeskreis sein, sondern lieber, wie der antwortende Abteilungsleiter vorschlug, in einem von ihm dabei angeregten, noch zu bildenden Beirat mitwirken. Den gab es zwar nie, aber zumindest der

Die Villa Obenauer, Straßenansicht 1999





Arbeitszimmer nach 1910

gute Wille war bekundet. Der damalige Saarbrücker Oberbürgermeister Hajo Hoffmann hatte es da einfacher. Er konnte mit dem Bund als Eigentümer der Villa einen Verantwortlichen vorweisen und mit dem Allzweckargument »kein Geld« sich jeder weiteren Verantwortung, etwa in Gestalt eines Erwerbs, entledigen. Aber man wolle Gespräche mit dem Bund und, sofern die Villa an privat verkauft werde, mit dem neuen Eigentümer führen und auf die Verpflichtungen gegenüber dem Denkmalschutzgesetz hinweisen. Zugleich schien es Hoffmann »unwahrscheinlich«, daß die Villa »zu Wohnzwecken« genutzt würde. Wenn schon verkauft, dann entsprechend ihrer »originalen Funktion möglichst adäquaten Nutzung«, wobei außer Sicht geraten schien, daß die Villa ursprünglich ein Wohnhaus gewesen war. Widersprüchliches und bisweilen Verwirrendes bildeten eine weitere Spielart des Verschiebens, das im Kontakt mit den überregionalen Medien, die das Schutzschild um die Villa Obenauer mitausbilden sollten, gegen Ende des Jahres 2000 neuen Höhepunkten zustrebte. Hanno Rauterberg sah sich für das Feuilleton der Wochenzeitung *Die Zeit* außerstande – Platzmangel – darüber etwas zu bringen, riet jedoch, sich an die großen Tageszeitungen der Republik zu wenden. Doch die angeschriebenen Qualitätszeitungen *Welt* und *Süddeutsche* zeigten kein Interesse und antworteten erst gar nicht. Zumindest einen Trost hatte Rauterberg für den Freundeskreis: Der Bund sei »offenkundig« nicht »in ausreichendem Maß in der Lage«, das Gebäude zu pflegen, sonst hätte er es kaum so herunterkommen lassen. Da wäre ein Verkauf nicht schlecht, weil dann ein privater Eigentümer das Notwendige tun möge. So einfach können die Dinge sein, wenn man nur weit genug

davon weg und in vollem Vertrauen auf die Redlichkeit des Bundes im Umgang mit ihm anvertrauten Immobilien von architekturgeschichtlichem Wert ist.

Der Intendant des ZDF sah auch keinen Platz für einen Beitrag und versprach, den Fall an den *Länderspiegel* und das ZDF-Studio in Saarbrücken weiterzuleiten, womit die Sache erledigt war. Denn von dort kam nie eine Anfrage. Ebenso sah das Bayerische Fernsehen von einer Berichterstattung ab. Kulturstatsminister Naumann teilte mit, daß er kein Geld zum Fördern habe und dies ohnehin nicht dürfe, und verwies ebenfalls an den Finanzminister. Der Präsident der Bundesarchitektenkammer nutzte die Gelegenheit, für die Stiftung Baukultur zu werben und dafür die Aktivitäten des Freundeskreises als Beleg für die Notwendigkeit derselben zu nehmen. Es folgte der Verweis auf und die Weiterleitung an die längst vom Freundeskreis angesprochene Architektenkammer des Saarlandes. Ohne Echo blieb auch der Brief an den Leiter der Kulturabteilung des Saarländischen Kultusministeriums, in dem der Freundeskreis für einen Bezug einer Abteilung des Ministeriums in die Villa Obenauer warb, um so das Objekt für die Öffentlichkeit zu retten.

Aber es fand sich auch ein Mitstreiter aus dem politischen Lager. Der CDU-Bundestagsabgeordnete Albrecht Feibel setzte sich für den Freundeskreis und ihr Anliegen ein und schrieb seinerseits den Finanzminister an, was jedoch in summa erfolglos blieb. Diese Hilfe eines, des einzigen im Kreis der angeschriebenen saarländischen Bundestagsabgeordneten, war ehrenwert, aber auch nicht ohne Eigennutz, denn damals begehrte ein Abgeordneter der Opposition gegen die von einer anderen Partei gestellte Regierung auf. Ein Vorgehen, das dem Schweigen der Entscheider sozusagen unter umgekehrten Vorzeichen entsprach. Hier greifen gleich zwei Hauptsätze Flussers. Während sich die Freunde der Villa Obenauer auf Flussers ersten Hauptsatz »Was nicht kommuniziert wird, ist nicht, und je mehr es kommuniziert wird, desto mehr ist es« beriefen, bestimmte die Umkehrung des Zweiten Hauptsatzes »Alles, was kommuniziert wird, ist etwas wert, und je mehr es kommuniziert wird, desto wertvoller ist es« die Gegenseite: Einfach nicht beachten und darauf vertrauen, daß sich die Dinge irgendwie regeln. Ein Ansatz, der zeitloser, aber auch aktueller nicht

sein könnte, denkt man an die gerade erschienene Schrift von Kathrin Passig und Sascha Lobo unter dem Titel *Wie man die Dinge geregelt kriegt, ohne einen Funken Selbstdisziplin*: indem man sie verschiebt oder gar nicht angeht. So verhielt es sich.

Dem setzte der Brief von Marlen Dittmann für den Freundeskreis Villa Obenauer vom 18. Dezember 2000 an den Ministerpräsidenten ein treffliches Bild entgegen. Am 27. November hatten einige Mitglieder des Freundeskreises die leerstehende Villa besucht und deren baufälligen Zustand erkannt. Das Hangwasser hatte dem Bau noch mehr Schaden zugefügt. Um das Tropfwasser aufzufangen, hatte jemand einen Eimer aufgestellt, der mittlerweile überquoll. Das brachte Marlen Dittmann auf die Frage »Wer leert den Eimer?« Die Antwort blieb vorerst aus.

Akt 3: Die Begriffe »Denkmalschutz« und »Bundesvermögen«

Den Begriff des »Mietnomaden« kennt man aus den Magazinsendungen des Privatfernsehens. Er beschreibt Menschen, die eine Wohnung kaputtwohnen und sich dann einfach davonmachen. Dem Eigentümer als Vermieter bleiben die Kosten. Besieht man es genau, war

Speisezimmer nach 1907



dies auch bei der Villa Obenauer der Fall. Das Pikante daran ist, daß die Begriffe »Denkmalschutz« und »Bundesvermögen« hier zur Rechtfertigung dieser Tat taugen. Der Unterschied zu den privaten Eigentümern besteht beim staatlichen darin, daß er den abgewohnten Bestand einfach verkaufen kann. Das ist eine »bequeme Art, eine lästige Immobilie loszuwerden«, wertete Marlen Dittmann als Sprecherin des Freundeskreises gegenüber dem Bundesbauminister Klimmt dieses Vorgehen. Doch das Recht war auf der Seite des Staates, wie der Bericht des Bundesrechnungshofes über die Veräußerung des Villa Obenauer vom 31. Oktober 2001 feststellte:

»Investitionen noch vor dem kurzfristig beabsichtigten Verkauf nur aus Gründen des Denkmalschutzes sind wirtschaftlich nicht vertretbar. Im Übrigen hat jeder private Erwerber – wie der öffentliche Eigentümer auch – die denkmalschutzrechtlichen Belange zu beachten. Deshalb wird der Bund im Falle der Ausschreibung auf die Denkmaleigenschaft der Liegenschaft und die insoweit zu beachtenden Auflagen hinweisen.« Das schrieb ein Referatsleiter im Bundesfinanzministerium im November 2000 dem Freundeskreis als Erklärung für den Stop der Sanierungsarbeiten und als Grund für den Verkauf. Die krause Argumentation und absurde Definition der Begriffe war augenscheinlich. »Denkmalschutz« wurde von staatlicher Seite mit »unterhaltsaufwendig« gleichgesetzt und damit der Stop der Sanierung im Hinblick auf den geplanten Verkauf begründet. Zugleich galt er dem Staat als Garant dafür, daß ein neuer Eigentümer diesen per Gesetz zu beachten habe, wenn er das Gebäude saniere. Das verstehe wer will. »Warum sollen sich die Bürger noch an die Gesetze des Denkmalschutzes halten?«, fragte darum der Freundeskreis in seinem Schreiben vom 5. Dezember 2000 an den Staatssekretär Karl Diller im Bundesbauministerium zurück. Und bekam, wie zu erwarten war, keine Antwort.

Fakt blieb, daß Investitionen in den Denkmalschutz vergeudetes Geld bedeuten und aus wirtschaftlichen Gründen im Hinblick auf die Verschwendung von Steuergeldern nicht vertretbar sind. Daß der Leerstand der Villa dem ramponierten Gebäude weitaus größeren Schaden und damit Wertminderung verursache als die Sanierung, brachte der Freundeskreis in die Diskussion. Aber auch das war vergebens. Daß



Halle mit Kronleuchter nach 1910

der Umgang mit dem Bundesvermögen über vierzig Jahre diesen Zustand überhaupt erst ermöglicht hat, bleibt die schauerhafte Pointe der Argumentation des Bundes als Eigentümer der Villa Obenauer. Die Dienstpflicht, Schaden vom Bundesvermögen abzuwenden, vernachlässigt zu haben, warf der Freundeskreis dem Bund vor. Vierzig Jahre abwohnen, den ehemals von Behrens angelegten Garten zum Bauland erklären, Terrassenbebauung zugelassen und einen Büropavillon samt Parkdeck auf die restliche Gartenfläche gesetzt zu haben, lautet die Bilanz des Bundes. Ausnutzen, Abwohnen, dann den kümmerlichen Rest verkaufen und dafür den Denkmalschutz verantwortlich zu machen, das galt. Aber es gehe nicht allein um Denkmalschutz, sondern um die Bewahrung von Bundesvermögen, hielt der Freundeskreis dagegen. Doch der politische Diskurs definierte die Begriffe nach seiner Fassung. Der Denkmalschutz war das eigentliche Problem, darauf hatte sich das Bundesfinanzministerium festgelegt und verstieg sich gewaltig zu der Behauptung, es habe nicht an ihm gelegen, daß die Sanierung nicht abgeschlossen wurde. »Doch«, so urteilte das Bundesfinanzministerium gegenüber dem Freundeskreis, »die vorgelegten Unterlagen lassen darauf schließen, daß die Anforderungen des Staatlichen Konservatoramtes hinsichtlich der

Durchführung von Materialuntersuchungen durch den Sonderforschungsbereich Beton, der Herstellung von Fassadenteilstücken und der Durchführung von Reinigungsarbeiten zu den in Ihrem Schreiben gerügten Verzögerungen in der Bauausführung geführt haben. Nach diesen Unterlagen konnten deshalb auch nur Teilmaßnahmen (zum Beispiel Dachsanierung) abgeschlossen werden.« Vulgo: Selbst schuld, wer so pingelig ist, darf sich nicht wundern, wenn er nicht rechtzeitig fertig wird. Und darüber hinaus auch noch eine Kostenschätzung in Millionenhöhe vorlegt, die das Ministerium die Sanierung stoppen ließ. Und außerdem sei alles, insbesondere die Pflege des Denkmals, Sache der hiesigen Denkmalschutzbehörde, was natürlich ziemlicher Unsinn war, aber hier sprach einer, der die Diskurshoheit auf seiner Seite hatte. In der am 26. Januar 2001 in überregionalen Tageszeitungen erschienenen, den Verkauf der Villa Obenauer anzeigenden Annonce verzichtete man folgerichtig darauf zu erwähnen, daß das Gebäude unter Denkmalschutz steht.

Akt 4: Handlungsweisen und der Verkauf der Villa – Baukultur versus Fiskus

»Dieses Denkmal ist von zu großer – auch internationaler – Bedeutung, als daß immer nur von wirtschaftlichen Gründen die Rede sein darf. Die kulturelle Verantwortung für das Gebäude und die sich daraus ergebende Verpflichtung für den Erhalt ist ungleich höher zu bewerten.« Darauf verwies der Freundeskreis Villa Obenauer den Finanzminister in seinem Schreiben vom 2. Januar 2001. Doch es blieb ein Widerstreit unterschiedlicher Ansätze, der keine gemeinsame Basis hatte, weil der Staat keine haben wollte. Das war das Entscheidende. Lehrt doch die Erfahrung, etwa in der Causa »Blauer Affe«, dem ehemaligen Gebäude des saarländischen Umweltministeriums, daß nicht nur gute Argumente, sondern auch Geld keine Rolle spielen, wenn die Politik längst einen anderen Plan verfolgt. Geld ist eine Variable in dieser Argumentation, die nach Belieben eingesetzt werden kann.

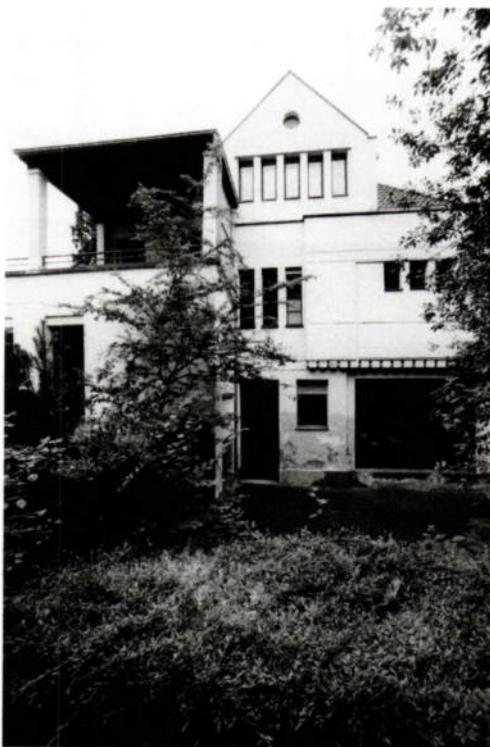
Doppeldeutig erwies sich dabei die Pflicht zum »wirtschaftlichen Umgang mit Steuermitteln«, die das Ministerium anführte, um den Stop der Sanierung aus Gründen des

Denkmalschutzes und des sich daraus ergebenden Verkaufs zu rechtfertigen. Man könnte es auch »sparen« nennen, daß der Bund das Gebäude über vierzig Jahre verkommen ließ, anstatt rechtzeitig kleinere Schäden zu beheben, die zu großen wurden und am Ende zum Verkauf zwangen. Es waren »haushaltsrechtliche Gründe« und Geld spielte dabei diesmal eine Rolle.

Am Ende waren es 3,5 Millionen D-Mark, die nach einer Schätzung des Staatlichen Konservatoramtes notwendig waren, um die Schäden an dem Gebäude zu beseitigen und den baulichen Zustand wiederherzustellen, bevor es in den Besitz des Bundes kam. Derlei Schätzungen wirkten sich auf den Kaufpreis aus. Während der Bund nach Ansicht des Freundeskreises mit 1,5 Millionen D-Mark einen zu hohen Verkaufswert gerade für am Erhalt des Denkmals interessierte potentielle Käufer ansetzte, favorisierte der Werkbund einen niedrigeren. Was ihn jedoch bei seiner Suche nach einer Lösung für die Villa als öffentlich zugänglichem Ort anfänglich auch darauf verfallen ließ, einen höheren Preis zu fordern, um Spekulanten abzuwehren. Nichts unversucht gelassen zu haben und dabei auch Widersprüchlichkeiten nicht zu scheuen, um das erklärte Ziel zu erreichen, darf sich dabei der Freundeskreis der Villa Obenauer zugute halten. In letzter Minute gelang ihm sogar noch ein Rettungsangebot. Die von ihm um Hilfe gebetene Wüstenrot-Stiftung hatte den Wert der Villa erkannt und war bereit, sie mit Geldern aus ihrem Programm zu unterstützen. Die Stiftung verfügt über ein Denkmalprogramm, mit dessen Hilfe Bauten der klassischen Moderne in den neuen Bundesländern revitalisiert werden. Das Programm mit einem Umfang von 30 Millionen D-Mark sollte gerade rechtzeitig, als der Freundeskreis bei der Stiftung vorsprach, auch auf die alten Bundesländer ausgedehnt werden. Die Villa Obenauer paßte in dieses Konzept, jedoch stellte die Stiftung Bedingungen: Das betreffende Gebäude muß im öffentlichen Besitz sein und überregionale, international künstlerische oder städtebauliche Bedeutung besitzen. Die Wüstenrot-Stiftung tritt als Bauherrin auf, und der öffentliche Eigentümer beteiligt sich mit eigenen Mitteln oder Fördermitteln. Nach Instandsetzung ist das Gebäude allgemein im Rahmen einer öffentlichen und denkmalverträglichen Nutzung zugänglich. Das klang

gut und schien die Lösung zu sein, die beide Seiten zufriedenstellen konnte. Die Denkmalstiftung Villa Obenauer hätte danach das Gebäude versorgt und auch für eine denkmalgerechte Instandsetzung des Gartens gesorgt. Industriekultur wollte sie zum Dauerthema in Gesprächen und Ausstellungen im Haus machen, nicht nur, weil Peter Behrens auf diesem Feld Großes geleistet hat, sondern auch, weil das Saarland von diesem Thema, das auch im Landtagswahlkampf bedeutsam war, unmittelbar betroffen ist. Was hätte also besser gepaßt? Der Wüstenrot-Stiftung wäre dieser Einsatz zwei Millionen D-Mark wert gewesen. Für die weiteren Kosten wäre das Land verantwortlich gewesen, wofür die notwendigen Gelder aus dem Denkmalschutzetat hätten kommen sollen. Der Bund hätte dafür die Villa in die Denkmalstiftung einbringen müssen, wenn schon weder Land noch Stadt Saarbrücken sie hätten kaufen wollen. Doch diesem Plan stand der politische Willen entgegen. Ein Glück, daß es die Bundeshaushaltsordnung gab, hinter der man sich verstecken konnte. Die Ironie in diesem Rettungsplan bzw. in dessen Scheitern lag darin, daß, als die *Saarbrücker Zeitung* am 26. März 2001 über den Plan der

Rückansicht 1999



Denkmalstiftung berichtete, zur selben Zeit die Villa Obenauer ihren Besitzer wechselte.

Der Referatsleiter im Bundesbauministerium sah damit die Sache als beendet an, für alles Weitere sollte der Denkmalschutz sorgen. Hatte man doch zuvor schon gute Erfahrungen mit diesem Begriff gemacht: »Unter den geschilderten Umständen bestand nach den Bestimmungen der Bundeshaushaltsordnung für den hier fiskalisch handelnden Bund keine Möglichkeit, den von Ihnen entwickelten Nachnutzungsvorstellungen im Rahmen einer Stiftungsinitiative näher zu treten. Die bereits in meinem Schreiben vom 20. Dezember erwähnte bauhistorisch-architektonische Analyse mit Kostenschätzung des Architektenbüros Krüger & Rieger wurde dem Käufer vom Bundesvermögensamt übergeben. Dies und die Eintragung der erwähnten Dienstbarkeit ins Grundbuch sichern die Belange des Denkmalschutzes.«

Akt 5: Sprachhandlungen II

»Undurchsichtige Machenschaften« witterte noch der Oppositionspolitiker Albrecht Feibel beim Verkauf, das klingt immer gut und stärkt die Inszenierung als Streiter für die öffentlichen Belange. Aber es war reiner Theaterdonner. Der Bericht des Bundesrechnungshofes über die Umstände des Verkaufs der Villa Obenauer erklärte die Vorgänge als rechens. Damit war das Luftgefecht um die Rettung der Villa beendet.

Das Angebot

des Freundeskreises, den neuen Eigentümern bei der denkmalgerechten Sanierung der Villa Obenauer zur Seite zu stehen, wurde nicht angenommen. Die Denkmalschutzbehörde kam ihrer Aufgabe nach, indem sie ihre Pflichten sehr frei auslegte, viel erlaubte, was jedoch den Plänen Peter Behrens zuwiderlief. Dabei trifft den Eigentümer kein Vorwurf, sehr wohl aber die Denkmalschutzbehörde, die, bemüht, das Vorurteil gegen den Denkmalschutz als notorischen Nein-Sager zu entkräften, vieles erlaubte, was durchaus anders im Sinne des Denkmals hätte geregelt werden können. Dazu hatte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz 2003 Fördergelder bewilligt. Damit sollten die Schäden durch mangelnden Bauunterhalt und »erhebliche Überformungen«, so der Wortlaut, behoben werden. Zumindest hier funktionierte die Kommunikation auf Seiten der Denkmalschützer. Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz zog die schon bewilligten Gelder aufgrund der Planungen an der Villa zurück, die »zwar rechtlich unbedenklich dargestellt werden, jedoch nicht den notwendig hohen Ansprüchen im Umgang mit diesem bedeutenden Baudenkmal genügen«, wie es in einem Schreiben vom 14. Juni 2004 an den Freundeskreis Villa Obenauer hieß. Noch einmal blitzte ein ironisches Streiflicht am Rande auf. Professor Dr. Michael Krautzberger, der dem Vorstand der Deutschen Stiftung Denkmalschutz angehört, hatte die Schreiben des Freundeskreises an Bundesbauminister

Balkon Detailansicht 1999



Klimmt bearbeitet und seinerzeit den Fall in die Zuständigkeit des Finanzministers verwiesen, außerstande hier behilflich zu sein.

Der Freundeskreis Villa Obenauer löste sich im März 2008 auf, nachdem er nach dem Verkauf der Villa Obenauer mit den Vorgängen um die Instandsetzung des Gebäudes nichts mehr zu tun hatte. Damit hatte der Verein seine Ziele nicht erreicht. Er konnte weder den denkmalgerechten Sanierungsprozeß der Villa begleiten, noch erreichte er, daß das Baudenkmal in öffentlichen Besitz überging.

Am Ende bleibt die Einsicht, daß sich die einen engagieren, die anderen aber entscheiden. Wer es immer schon geahnt hat, weiß es spätestens jetzt: Das von der Regierung verordnete »bürgerschaftliche Engagement« ist Beschäftigungstherapie und Alibiveranstaltung. Damit wirbt man sich Ersatztruppen an, die den Staat an Orten vertreten, von denen er sich zurückziehen und Geld sparen kann: So oder so, »bürgerschaftliches Engagement« bedeutet, umsonst zu arbeiten und als Dank dafür ein Schreiben vom Ministerpräsidenten zu erhalten. Und zwar, wenn alles vorbei ist: »Ihnen allen gilt mein herzlicher Dank für dieses bürgerschaftliche Engagement«, ließ er den Freundeskreis Villa Obenauer wissen.

Wir haben verstanden

Wenn in Briefen von Weiterleiten die Rede ist, umschreibt das, obzwar höflich, aber nicht weniger symbolisch den Umstand, daß der Empfänger Brief samt darin vorgetragenem Anliegen in den Papierkorb geworfen hat. Diese Formulierung gibt uns ein untrügliches Zeichen: Wir müssen alle Hoffnung auf Unterstützung von dieser Seite sofort begraben und sehen, wie wir anders weiterkommen.

Darum gilt: Du hast keine Chance, also nutze sie und frag' immer einen von der Opposition, ob er dir hilft. Der wird zwar nichts erreichen, dafür aber umso lauter schreien. Mach dir den Eigennutz und die Eitelkeit des Politikers zunutze. Nähre seine Inszenierung als Volksvertreter. Denn die Regierenden haben kein Interesse an öffentlicher Kritik.

Am besten ist jedoch: Laß dich nicht auf einen Dialog mit ihnen ein. Denn es gibt keinen Dialog, keine gemeinsame Kommunikationsbasis, wenn der eine die Macht und der andere nur die besseren Argumente hat. Suche



Straßenansicht mit neuer Pergola 2006

dir andere Wege, bis die andere Seite begriffen hat, was politische Kultur bedeutet. Dazu hat der Historiker Peter Bierbrauer bereits im Jahr 1990 in den *Saarbrücker Heften* letztgültig verfügt:

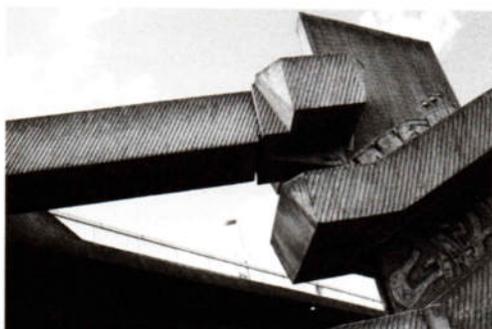
»Die Hoffnung, durch organisiertes politisches Handeln eine gerechtere Gesellschaft und eine bessere staatliche Ordnung erzeugen zu können, hat die Mehrheit der Menschen an der Saar nie geteilt. Die autoritären Herrschaftsstrukturen des 19. Jahrhunderts hielten die industriellen Schichten auf Distanz zu den öffentlichen Angelegenheiten und Institutionen. Der Staat erschien als unbezweifelbare Macht, die anzuerkennen selbstverständlich war. Die lange nachwirkenden Folgen dieses Defizits an politischer Erfahrung zeigen sich noch heute im Umgang mit öffentlichen Institutionen, in der Bevorzugung persönlicher Kontakte und informeller Praktiken gegenüber formalen Verfahren. So erscheint die Hintertür vielfach als Haupteingang zu Behörden und Ämtern. Erst allmählich bildet sich im Saarland eine politische Kultur heraus, die auf Partizipation und Konfliktfähigkeit angelegt ist.«*

Die Menschen an der Saar mögen das mittlerweile verstanden haben. Die Reaktion der Regierung steht jedoch derzeit noch aus.

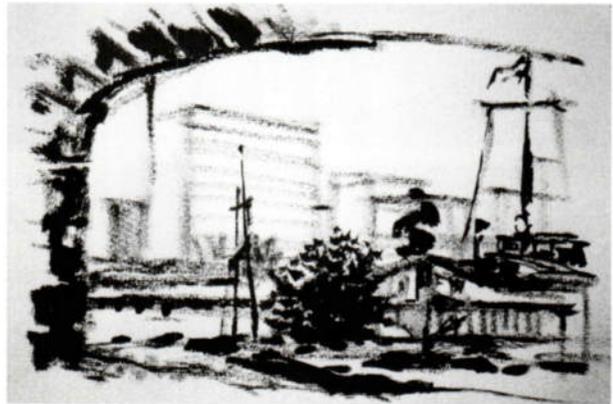
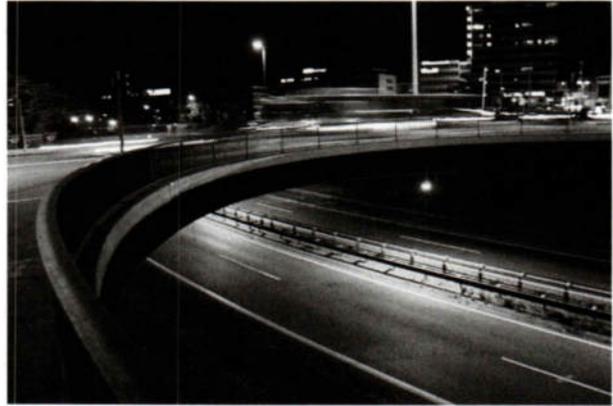
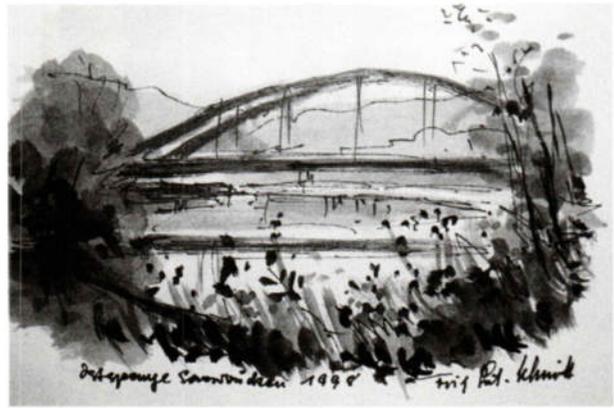
Anmerkung

* Peter Bierbrauer, *Der industrialisierte Bauer. Von den historischen Wurzeln saarländischen Selbstgefühls*, in: *Saarbrücker Hefte* 63, 1990, S. 12–19, hier S. 19.

Saarbrücker Brücken



In einer Stadt am Fluß gibt es meist mehr Brücken als Kirchen. Niemand käme auf die Idee, sie zu zählen. Genaue Unterlagen gibt es sicherlich im Rathaus, wo man jährlich einen Betrag des Finanzhaushaltes für die Instandhaltung der Brücken einplanen muß. Das ist in Saarbrücken nicht anders als in Hamburg, Köln oder München. Auch bei uns führen die wichtigsten Brücken über den Fluß. Sie fallen ins Auge und sind auf alten und neuen Postkarten zu sehen. Dazu kommt, daß die Saar und ihre Brücken auch den Stadtnamen Saarbrücken bilden. Neben den großen Brücken gibt es viele andere über Bäche und Straßen, für Fußgänger, für Rohre und Kabel. Sie sind da, man kann sie sehen, doch niemand beachtet sie. Es gibt Städte, deren Brücken sind weltberühmt. Unter den Brücken von Paris treffen sich die Liebespaare, im Schatten der Londoner Tower Bridge schlugen die Nebelmörder zu, über die Kanalbrückchen von Venedig eilte schon Casanova, und die Geschichte von der Brücke am Kwai machte ein weltberühmter Film unsterblich. Bekannte Brücken sind die Highlights ihrer Städte und stehen oft unter dem Schutz der Brückenheiligen Sankt Nepomuk oder Christopherus. Mit Ruhm können die Saarbrücker Brücken nicht aufwarten. Sie überqueren einfach und gerade die Saar. Von Eleganz, von kühnem Schwung oder atemberaubender Schönheit wie beispielsweise beim Pont de Normandie über die Seinemündung kann bei uns keine Rede sein. Bieder und einfalllos erfüllen unsere Brücken ihre Pflicht. Selbst das Aushängeschild, die Alte Brücke, mußte der Verkehrsführung der Autobahn Bögen opfern, die durch einen simplen Gittersteg ersetzt wurden. Doch eine Brücke sollte nicht nur als Verkehrsinstrument gesehen werden, das Hüben und Drüben miteinander verbindet. In Saarbrücken wurde die Chance ein Brücken-Highlight zu schaffen auch in neuester Zeit vertan. Brutal und wuchtig liegt die blaue Eisenbahn-

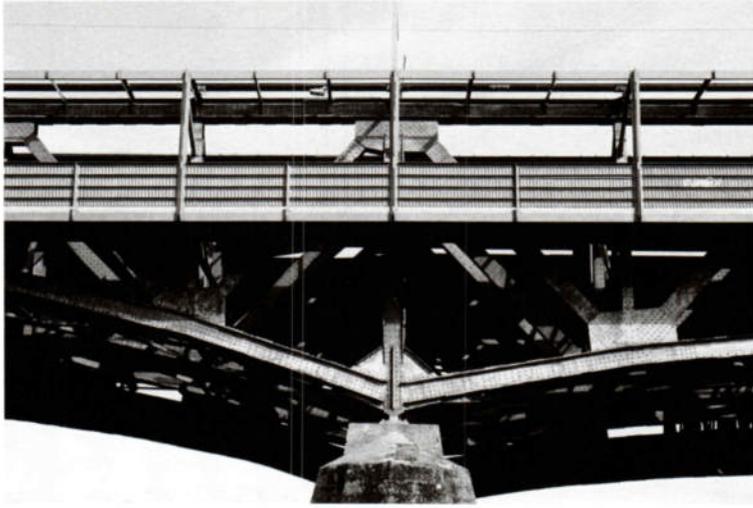


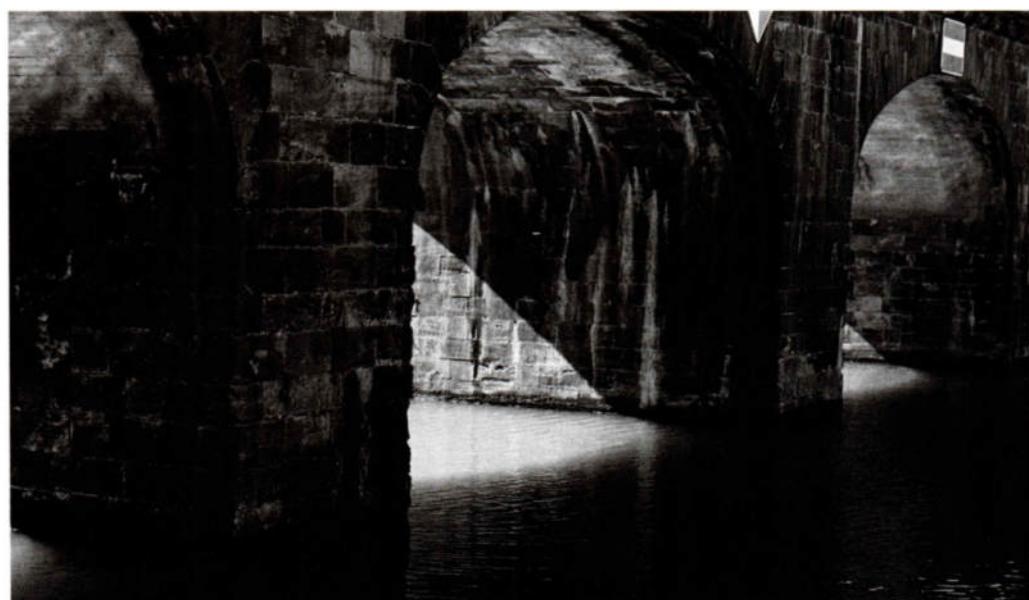


brücke über dem Kreuzungssystem am Römerkastell. Bar jeglicher Eleganz und Schönheit. Wie ein Relikt vergangener Zeiten. Trotz alledem, auch in Saarbrücken können Brücken zum Blickfang werden. Bieten Malern und Photographen Perspektiven und Blickwinkel. In einer Reihe von Aquarellen hat zum Beispiel der Künstler Fritz Ludwig Schmidt ihnen einen Hauch von Leichtigkeit und Romantik verliehen oder Hans Dahlem mit seiner Kohlezeichnung, ganz im Gegensatz zur strengen Härte der Photographie.

Georg Bense









Jede Stadt braucht Freiraum. Freiraum in Form von Orten, an denen Menschen sich begegnen, sich zusammenschließen oder Gedanken austauschen. Gemeint sind hier nicht die üblichen Orte der öffentlichen Kommunikation wie Straßen, Kneipen oder Parks. Gemeint sind subkulturelle Freiräume. Sie schaffen – abseits institutionalisierter Kommunikationsräume – einen neuen, freieren Kommunikationsraum, in dem sich ein avantgardistisches Potential entwickeln kann. Was wäre die westliche Kultur ohne die französischen Literatursalons des 18. und ohne das New Yorker CBGB's des 20. Jahrhunderts? Obwohl sich die Gemeinsamkeiten von Aufklärung und Punk auf den ersten Blick in Grenzen halten, sind beides Beispiele für Avantgarde-Bewegungen ihrer Zeit. Und zwar subkulturelle Bewegungen, die sich abgeschirmt von der vorherrschenden Kultur entwickelt haben. Denn andere Umgangsformen, Normen und Überzeugungen sowie die daraus resultierende Infragestellung der herrschenden Kultur fordern in der Regel deren Ablehnung heraus. Man fühlt sich ideologisch bedroht – der Spießler in seiner Lebensführung und die tonangebende Klasse politisch. Neues braucht also Freiraum, eine Rückzugsmöglichkeit.

Die Bereitschaft der gesellschaftlichen Mehrheit zur Toleranz gegenüber subkulturellen Bewegungen und den von ihnen eingeforderten Kommunikationsräumen war stets von zwei widerstreitenden Elementen geprägt. Einerseits von einer unterschiedlich stark ausgeprägten autoritären, obrigkeitlichen Machtausübung, die abweichendes Verhalten von oben sanktioniert, und andererseits durch das allgemeine Toleranzpotential in dieser Gesellschaft. Generell gilt aber: Subkultur und die von ihr verkörperte Devianz wird nur so lange geduldet, bis die in ihr propagierten Vorstellungen sich aktiv gegen die dominante Weltanschauung richten. Diese Weltanschauungen variieren von Gesellschaft zu Gesellschaft und sind, aus heutiger Perspektive be-

urteilt, mal mehr, mal weniger feindlich gegenüber allen Arten der Abweichung von der vorgegebenen Verhaltensnorm. Lange Haare reichen zur Empörung heute nicht mehr aus. Doch trotz der Freiheiten, die sich unsere Gesellschaft in einem langen Prozeß erkämpft hat, leben wir aktuell in einer Phase der Restauration. In einer Phase der Verschärfung der staatlichen Kontrolle und, was schlimmer ist: der Akzeptanz dieser Kontrolle. Neben Vorhaben wie der Vorratsdatenspeicherung und der inflationären Vermehrung von Überwachungskameras manifestiert sich diese aktuelle Tendenz auch gegenüber den noch verbliebenen Freiräumen der westlichen Städte: Einerseits durch eine repressive Politik, andererseits durch den in der Gesellschaft nicht mehr sonderlich vorhandenen Esprit, Freiräume auch aktiv einzufordern. Wer käme heute noch auf die Idee, ein leerstehendes Haus zu besetzen? Die überdeutliche Mehrzahl der in unserer Gesellschaft lebenden Menschen sind verlässliche Träger der dominanten Ideologie und können als solche derartige Forderungen nicht einmal denken. Vielmehr beschäftigt man sich heute damit, seine Ausbildung oder sein Studium möglichst schnell zu beenden, um die nächstfällige Rate des längst abge-



schlossenen Bausparvertrags möglichst zusammenraffen zu können. Die freiwillige Unterwerfung und Anbiederung an den Zeitgeist scheint eine Qualität erreicht zu haben, die darin kulminiert, ein Leben in bereits vorgefertigten Bahnen freudig zu einer naturgegebenen Unausweichlichkeit zu erheben.

Der Abriss des Ungdomshuset in Kopenhagen und der Niedergang der letzten besetzten Berliner Häuser, um nur zwei bekannte Beispiele zu nennen, sind Teil eines Prozesses, in den sich auch die Saarbrücker Stadtverwaltung bestens integriert. Man denke nur an das traurige, politischer Engstirnigkeit geschuldete Ende des Kulturzentrums Alte Feuerdrache. Das mit einem vom Stadtrat im Jahr 2003 verabschiedeten Sparpaket besiegelte Ende dieses Kulturzentrums war gleichzeitig das Ende des einzigen innerstädtischen kulturellen Freiraums, den Saarbrücken zu bieten hatte. Das vielseitig genutzte Gebäude am Landwehrplatz neben dem Theater Alte Feuerwache diente unter anderem als Raum für Konzerte, Theaterproben, Ausstellungen und als Heimstätte sozialer Vereine – kurz: als eine für die Stadtkultur ungemein wichtige subkulturelle Begegnungsstätte. Das Ziel, durch die Kündigung des Nutzungsvertrags Platz für zahlungskräftigere Mieter zu schaffen, hat sich übrigens nicht ganz erfüllt: Das Gebäude steht seit drei Jahren leer. Von den aktuellen Diskussionsrunden, was mit dem Gebäude zukünftig geschehen solle, ist auch nicht gerade viel zu erwarten. Die Generalintendantin des Saarländischen Stadttheaters, Dagmar Schlingmann, hat bereits Vorverträge für die Nutzung des ersten und zweiten Geschosses in der Tasche. Ihr gemeinnütziger Plan ist es, dort Schlafplätze für Schauspieler einzurichten. Wo früher einmal etwas los war, wird zukünftig also geschnarcht. Auch in der Diskussion um die Nutzung der ersten Etage ist Schlingmann nicht verlegen und phantasiert bereits von »Synergieeffekten« zwischen dem Theatercafé Alte Feuerwache, den Schlafkabinen und der nach gefühlten zehn Jahren Bauzeit neu eingeweihten Parkwüste aus Beton namens Landwehrplatz. Dort könne man Sektische aufstellen, damit dem werten Theaterpublikum auch nicht die Laune vergehe.

Als Zyniker wird man nicht geboren, man wird zu ihm gemacht. Zumindest derjenige, der dazu verurteilt ist, innerhalb des Wirkungsbereichs der saarländischen Kultur-

politik zu leben – einer Kulturpolitik, die ganze 1,2 Prozent des Haushalts für Kultur ausgibt, was mit 50,25 Euro pro Einwohner der geringste Wert aller Bundesländer ist. Umso erstaunlicher ist es, daß sich von Zeit zu Zeit dennoch ein paar Idealisten finden, die den Kampf gegen den Saarbrücken immanenten kulturellen Desertifikationsprozeß aufnehmen. Doch Idealismus wird bestraft: Im Jahr 2004 gründete sich beispielsweise die Initiative »Projektgruppe Stadtbad«, die ein kulturelles Nutzungskonzept für das nun seit Jahren brachliegende Gebäude erarbeitet hatte. Man wollte die Stadt dazu animieren, das Gebäude produktiv zu nutzen statt es verkommen zu lassen – erfolglos. Besonders bezeichnend für das Saarland war der damalige Gegenvorschlag, das Stadtbad abzureißen und ein Altenheim zu errichten. Wer will schon ein Kulturzentrum, wenn er eine Seniorenresidenz haben kann? Bis jetzt wurde zwar noch nichts in die Tat umgesetzt. Doch es ist allemal klar, wofür sich die Verantwortlichen dieser Stadt entscheiden, wenn sie die Wahl zwischen diesen Alternativen haben.

Doch immer dann, wenn man von der Kulturszene seiner Stadt eigentlich nichts mehr erwartet, mit allem abgeschlossen hat und sich voller Abscheu abwendet, gibt es Anzeichen von Hoffnung. Nicht nur in Form der vielen kleinen, guerillaartigen Initiativen, sondern auch in Gestalt eines konkreten Ortes: Etwas abseits der Kernstadt, im Industriegebiet am Osthafen, befindet sich das »Kunstsilos«. Das ehemalige Getreidesilo, das in den siebziger Jahren von dem Architekten Walter Gögglmann ersteigert und seitdem eher sporadisch genutzt wurde, erlebt zurzeit eine Renaissance auf kultureller Ebene. Einem größeren Publikum wurde das Silo zum ersten Mal im Jahr 2005 bekannt, als verschiedene Künstler um den georgischen Maler Igor Michajlow gemeinsam zum Tag der Bildenden Kunst einluden. Unter der Leitung Daniel Omlors, des Hauptorganistors der Kunstsilos Aktionstage 2006 und des Festivals Standpunkte 2007, an denen jeweils um die achtzig Künstler aus Deutschland, Belgien, Frankreich und Luxemburg teilnahmen, wurde das Silo dann zu einem offenen Atelier umfunktioniert. Die einzelnen Ausstellungsräume befinden sich in dem ehemaligen Maschinenturm, der 40 Meter in die Höhe ragt und von einer steilen Wendeltreppe durchzogen ist. Spöttisch könn-



Volker Schütz, *Der Tanz von Prinzessin Hiroshibelle*, Video 2008

te man sagen, nach Jahren in Berlin scheint der Industrie-Chic mit seiner Synthese aus Industriearbeit plus Kunst jetzt auch in der Saarbrücker Provinz angekommen zu sein. Unter Provinzialität versteht man jedoch anderes. »Man kann hier frei, ohne akademische oder kommerzielle Zwänge, in aller nötigen Zeit arbeiten. Einerseits hat man die Freiheit, sich speziell mit seinen eigenen Sachen auseinanderzusetzen, andererseits hat man sich schnell in wechselnden Gruppen organisiert. Es gibt keinen Lehr- oder Stundenplan. Es gibt nur die Arbeit, das Silo und die richtigen Menschen.« So drückt der Saarbrücker Medienkünstler Volker Schütz, der bereits mehrfach selbst im Silo ausgestellt und dort kürzlich auch einen Experimentalfilm realisiert hat (vgl. *Saarbrücker Hefte* 99/2008, S. 27 ff.), die besondere, von

Interaktion geprägte Atmosphäre des Silos aus. Derzeit wird das Nutzungspotential des Ortes austariert. Neben der ständigen Nutzung der Ateliers soll es auch weiterhin regelmäßig größere Veranstaltungen geben. So fand dort unter anderem im September dieses Jahres das hauptsächlich von der Saarbrücker Booking-Agentur Hotel Lounge organisierte Clash-Festival statt. Großes ist auch für nächstes Jahr geplant: Roman Conrad, der Betreiber des kürzlich eröffneten Silo-Cafés, plant ein sogenanntes Circuit-Bending-Festival. »Circuit-Bending« läßt sich als »Schaltkreise kurzschließen« übersetzen und bezeichnet das kreative Kurzschließen und Modellieren von kleinen digitalen Synthesizern, elektronischen Kinderspielzeugen und Ähnlichem, um neue experimentelle Sounds zu kreieren«, erklärt Conrad. Nachdem es seit 2004 in New York ein Circuit-Bending-Festival gibt und in Luxemburg bereits ein Workshop dazu stattfand, ist Saarbrücken, wenn alles klappt, 2009 an der Reihe.

Die Art und Weise, wie sich das Silo zu diesem städtischen Freiraum entwickelt hat, scheint unter den beschriebenen Voraussetzungen derzeit die einzig mögliche zu sein. Im Gegensatz zu Stadtbad und Altem Feuerdrachen war man nicht auf die Stadt angewiesen, denn das Silo befindet sich in Privatbesitz und wurde von seinem Besitzer ausdrücklich als kultureller Ort gefördert. Auch die Zone der Legalität wurde – wie dies früher bei der Erschließung von Freiraum gang und gäbe war – nicht verlassen. Die Möglichkeit, sich in der Tradition des zivilen Ungehorsams über gewisse Regeln hinwegzusetzen, wie dies zu anderen Zeiten üblich war und auch gleichzeitig von den staatlichen Institutionen in gewissen Grenzen geduldet wurde, ist größtenteils vorbei. Und dieses Ende basiert auf einer zweifachen Entwicklung: der Passivität von unten und der Repression von oben. Doch trotz der Einschränkungen, die einem dieser Zeitgeist auferlegt, hat sich hier etwas Besonderes entwickelt. Das Silo hat das Potential, eine große Lücke zu füllen. Eine Lücke, die nur durch vorhandenen Freiraum geschlossen werden kann. Und zwar als Raum für diejenigen, die jenseits des vorherrschenden Kulturlands nach Möglichkeiten suchen, sich zu entfalten. In der Regel erkennt der Durchschnittskommunalpolitiker so etwas nicht. Für den Durchschnittsmenschen ist Kultur ja bekanntlich



auch etwas anderes, was natürlich auch sein Gutes hat: Denn, wenn es nicht so wäre, wäre es eben kein *sub*kultureller Ort mehr. Er würde demselben Prozeß zum Opfer fallen, dem viele interessante Räume wie zum Beispiel das Nauwieserviertel bereits erlegen sind: der Verbürgerlichung. In dem Moment, in dem auch der letzte Kommunalpolitiker etwas als kulturell erstrebens- beziehungsweise erhaltenswert erachtet, ist es meist schon zu spät. Entweder sind diese Orte dann, wie im Falle des Alten Feuerdrachen, Sparmaßnahmen erlegen, oder umgekehrt der Dynamik des In-Seins und den gut gemeinten Fördermaßnahmen zum Opfer gefallen. Bei letzterem sind Viertel renoviert, die Mieten verteuert worden, und Brunchläden haben aufgemacht, in denen man sich vor seiner nächsten Powerpoint-Präsentation noch einen Bagel kaufen kann. Doch interessante Kultur sucht man dort vergebens. Dieser komplizierten Dialektik der Kulturförderung ist der gesamte städtische Raum unterworfen und natürlich auch das Silo. Die Lebensspanne eines Ortes wie des Silos richtet sich also nach dem fragilen Gleichgewicht zwischen behutsamer Förderung und Ignoranz, die einem die Stadt entgegenbringt. In gewissen Bereichen hat eine Politik des Laissez-faire eben ihre Berechtigung.

Preisrätsel

In einem seiner theoretischen Werke, 1931 veröffentlicht, hat der Gesuchte, in Saarlouis geboren, sich mit dem Rhythmus in der Sprache, nicht nur der Deutschen, auseinandergesetzt. Stark geprägt von gestaltphilosophischen Gedanken sucht er im Rhythmus die Widerspiegelung der Seinsweisen der Welt in der Sprache, so habe das Arabische einen »Schallaut«, das Französische den »Tonlaut«, er unterscheidet eher fließende oder eher geordnete Bewegung. Das Arabische führe daher zum Ghasel, das Französische zum Alexandriner. In einem biographischen Abriss heißt es später über dieses Werk: »Hier ist an Hölderlin das Aufbauprinzip der deutschen Sprache und ihre kühnste rhythmische Möglichkeit im dichterischen Wort erschaut.« Der Sprache blieb er auch in seiner Dissertation verpflichtet, die sich mit dem Stil der lyrischen Prosa von Jean Paul auseinandersetzt.

Kaum bekannt ist, daß er als Lehrer an der Tanzschule seiner Schwester, die eine Meisterschülerin von Mary Wigman war, arbeitete. Lehrer im Schuldienst war auch sein Beruf, dem er nach einem Germanistikstudium bei Ernst Bertram nachging.

Bekannter sind seine Aktivitäten in den späten Jahren der Jugendbewegung, bis zum Verbot durch die Nationalsozialisten. Den Zweiten Weltkrieg überlebte er, kam in englische Gefangenschaft und machte das Erlebnis »Wüste« – gleich Erhart Kästner –, das sich in vielen Gedichten niederschlug.

*Am Nachtfluß einsame Lampe.
Ansturm der Eintagsfliegen.
Anprall ans glühende Haus.
Sturz und Taumeln, wieder
Der Anflug bis ins Verbrennen.*

Wer uns den Namen des Gesuchten mitteilt, kann zwei Eintrittskarten ins Deutsche Zeitungsmuseum in Wadgasen gewinnen. Unter mehreren richtigen Einsendungen entscheidet das Los. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Erster Rambo, Erster Kaiser

Zur neuen Spielzeit des Staatstheaters

Von Hans Gerhard

Es ist der 6. September 2008, kurz vor Anstoß der neuen saarländischen Staatstheater-Saison. Die Menge entsagt dem herrlichen Spätsommerabend – wenn wir in drei bis vier Stunden wieder ans Tageslicht kommen, wird es genau das nicht mehr geben und die Sperrzeit am St. Johanner Markt dafür sorgen, daß man nicht mehr draußen sitzen kann. Haben wir uns das wirklich gut überlegt?

Irgendworauf muß es liegen, daß wir tun, was wir tun, die *Hefte* wunderten sich auch und fragten bei mir nach, weshalb ich sagte, ich will aber Freikarten, und das ging dann klar, und jetzt stehe ich hier, unmittelbar vor einer Oper, die gleich anfängt, über die ich schreiben soll, zusammen mit den drei anderen Stücken, für die ich freien Eintritt abgreifen konnte, aber du hast doch gar keine Ahnung von Musik, sagte meine Mutter, das ist egal, sagte ich, es ist zeitgenössisch.

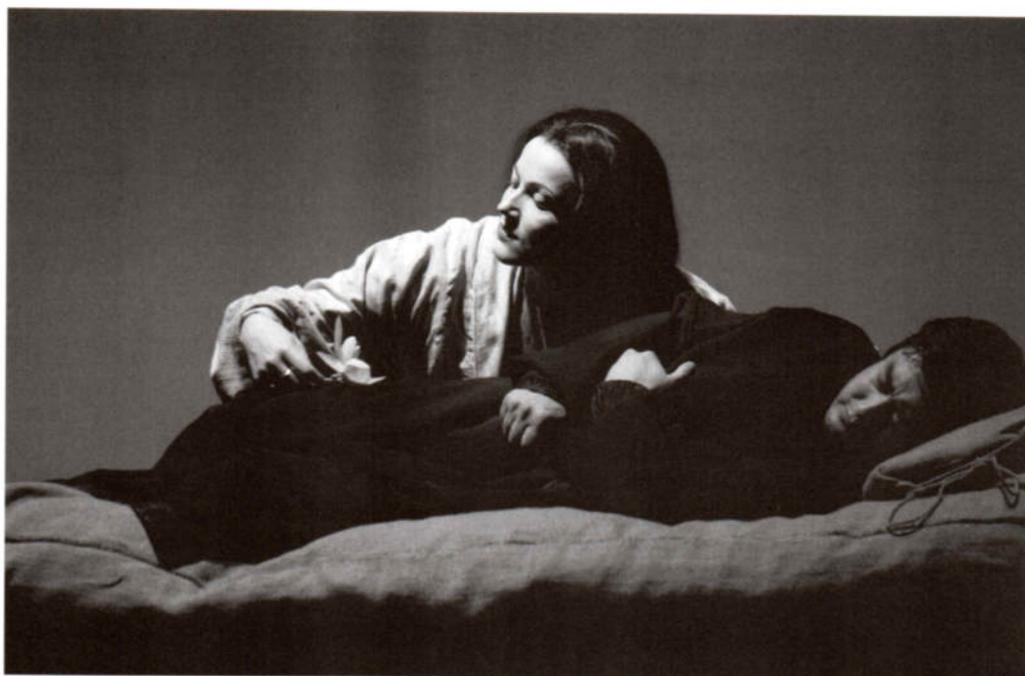
Was ist ein Theater, genauer: was ist ein Staatstheater in der deutschen Provinz? Wenn ich schon mal diesen Riemen schreibe, kann ich im Vorbeigehen gleich auch das noch beantworten, dann wird es ein veritabler Essay und nicht bloß eine Kritik über vier Premieren im September 2008 in Saarbrücken, das wäre das Übliche, und wäre nicht fair, das Staatstheatersystem hat einen Feind und das ist das Übliche. Wie kommen wir also aus der Sache hier raus?

Mein erster Patient ist also gleich eine große zeitgenössische Oper, damit komme ich klar, *Wikipedia* ist sehr aktuell, und tatsächlich, ich kenne vorab die Handlung des *Ersten Kaisers*, die Biographie von Tan Dun und als Bonus Aufbau und Funktionsweise der bzw. des (beides richtig) »Zheng« bzw. »Tscheng« oder auch »Dscheng«, ein chinesisches Musikinstrument, so eine Art Zither oder Querharfe, verantwortlich für den etwas pinkligen, deutlich zu klimprigen und gleichzeitig nötigen Sound, der in Kung-Fu-Filmen kurz vor der Action einsetzt oder wenn der Meister einen Parcours aus Fässern und Säcken aufbaut. Die

chinesische Kultur ist etwa vierzig Millionen Jahre alt.

Ich finde es mutig, mit einer zeitgenössischen Oper die Spielzeit einzuläuten. Noch dazu aus China. Oder finde ich es eigentlich feige, mit dem Chinaflegel zu dreschen, was jetzt jeder macht, seit Helmut Schmidt bei Frau Maischberger gesagt hat, er erwarte, daß China künftig in der Weltpolitik eine bedeutende Rolle spielen werde? Let's face it: China is the next big thing, auch und gerade in Saarbrücken (der chinesische Konsul ist aus München angereist, in einem Mercedes und ganz allein). Und rennt man mit modernen Sachen beim typischen Staatstheater-Publikum nicht eigentlich offene Türen ein, weil es sich avantgardistisch fühlen will? Verlangen die Leute also nicht im Grunde neue, wilde Sachen? Aber halt: Ist das, was ein Staatstheater bringt, dann nicht automatisch Mainstream? Und damit bin ich wieder am Anfang: Ist das denn schlimm? Ist es dann nicht schon wieder mutig, einfach seinen Job zu machen und ein Werk auszuwählen, das eine Brücke schlägt zwischen Kommerz (Tan Dun ist eigentlich Filmkomponist) und Kunst (Tan Dun kommt eigentlich von der klassischen Pekingoper), eine Brücke zwischen dem traditionellen Publikum (*Der erste Kaiser* ist eine Oper, die deutlich westlich strukturiert ist, kennen Sie *Madame Butterfly*? So ähnlich!) und den wilden Bedürfnissen der jungen Männer mit den teuren Brillen (*Der erste Kaiser* hat seine stärksten Momente, wenn die chinesischen Musikmotive am konsequentesten angewandt werden), also das alles irgendwie verkubbelt, um mit Snoopy zu sprechen? Irgendwie schon, aber andererseits ... ich werde darüber nachdenken müssen. Wahrscheinlich ist einfach entscheidend, wie gut die Aufführung ist.

Schlau wie ich bin, habe ich, kaum daß die Karten abgeholt waren, die Begleitung meines Kumpels P. sichergestellt, denn der ist Chinese. Ist das geil? In die Oper *Der erste Kaiser* von Tan Dun gehen, mit einem echten Chinesen?



Alexandra Lubchansky und Dong Won Kim in der europäischen Erstaufführung von Tan Duns Oper *Der erste Kaiser* (Musikalische Leitung: Konstantin Trinks, Inszenierung: Denis Krief)

Ich, nicht die Leute auf der Bühne und im Orchestergraben, werde der Star des Abends sein ... na gut, okay, das ist alles Blödsinn. Wie gesagt, der chinesische Konsul ist hier, und der ist wichtiger als P, jedenfalls noch. Außerdem trifft P. ganz viele andere Chinesen und keiner erkennt, daß ich ihn hierher gebracht habe. Wo ist die Gerechtigkeit? Aber gut, es geht los ...

Wir erleben die europäische Erstaufführung von *Der erste Kaiser*; die Uraufführung war vor kurzem in New York, an der Met, wie wir Insider sagen, und wenn ich ein Arsch wäre, würde ich als allererstes schreiben, daß es nicht unbedingt für die Oper spricht, daß sie nach New York über die Dörfer gehen muß und daß Berlin, London und was hier in Europa sonst noch Champions League spielt, offenbar kein Interesse angemeldet haben, denn sonst hätte Saarbrücken möglicherweise Probleme mit dem Zuschlag bekommen. Ich werde mich jedoch hüten, denn vielleicht stimmt das gar nicht, und unsere Intendanz war einfach clever. Alles hängt daran, wie gut die Musik ist und wie oft Zheng und Tscheng und Dscheng zum Einsatz kommen ...

Ein New Yorker Kollege (klingt gut, hoffentlich werde ich jetzt nicht verklagt) schrieb nach der Premiere: »An dieser Oper ist alles großartig, außer der Musik und dem Text«. Er

bezog sich bei großartig auf die Ausstattung, natürlich, es muß an der Met Hunderte von Statisten gegeben haben, prächtige, farbenfrohe Gewänder, riesige Pauken und Trompeten, die chinesische Mauer (der erste Kaiser von China, Qin, nachdem das Land benannt ist, war wohl der erste, der das Bauwerk errichten ließ). Daß dergleichen Budenzauber in New York die Musik einfach erdrückt hat, will sich mir sofort erschließen, denn obwohl in Saarbrücken deutlich sparsamer ausgestattet und generell inszeniert wird (beides: Denis Krief), hat es die Musik schwer, wahrgenommen zu werden. Sie ist nicht schlecht, sie ist ... okay, sagen wir's, wie's ist: zu gleichförmig. Jetzt ist es raus. Gerade gegen Ende des ersten Teils ertappe ich mich bei dem Gedanken, daß man als Abendländer doch auch einfach mal das Selbstvertrauen haben sollte zu sagen, okay, andere Völkernschaften, Chinesen oder Eskimos oder Inkas oder was, die haben alle ihre Verdienste und tolle Errungenschaften, aber das mit der Musik – das können nur wir. Ist doch so. Außerhalb Europas bzw. der westlichen Welt gibt es letztlich nur Mist. Krude Instrumente, wirres Getrommel, pentatonisches Gewimmer, monotones Geheule, das, wenn man Pech hat, in Gekreisch übergeht. Und wenn man denkt, man hat es hinter sich, dann entkorkt einer sein Didgeridoo. Warum

wohl ist Beethoven in Japan so beliebt? Weil er tausendmal besser ist als alles, was sich da entwickelt hat! Das ist ja auch nicht schlimm, bei uns ist anderes zivilisatorisch schiefgegangen oder zu kurz gekommen (Kampfsport, Körperschmuck, Kalligraphie, Teezeremonie). Und gerade die Chinesen müßten doch eigentlich kein Problem damit haben, das zuzugeben: Da gibt es doch genug andere Sachen, auf die sie stolz sein können, ihre Mauer zum Beispiel. Unsere hat keine dreißig Jahre gehalten, deren steht seit tausenden von Jahren und ist obendrein voll begehbar – da können wir nicht gegen anstinken. Aber Musik ... okay, das ist natürlich alles Quatsch, aber die Musik von Tan Dun kann wirklich nicht überzeugen, zu unentschlossen changiert sie zwischen Ost und West, laut und leise, Melodie und Klangteppich. Wie eine Filmmusik ohne Film. Und was am schlimmsten ist: Die Oper hat keinen Hit. Wir Europäer ertragen gerne andauernde Rezitative, Interludien, pp., eine stundenlange Verdi-Pampe ist kein Problem für uns – solange der Gefangenenchor irgendwann anfängt. Oder der Walkürenritt oder Figaro qui, Figaro qua ... so was muß drin sein. Und *Der erste Kaiser* hat so was nicht.

Ich bin zur Pause einigermaßen gereizt, da es gleich weitergehen wird, und natürlich finde ich jetzt alles schlecht: die Idee, die handelnden Personen auf Podesten von nicht kostümierten technischen Statisten rein- und rauschieben zu lassen, die chinesischen Instrumente (außer mit Hilfe seiner Krüppelzither »musiziert« der gemeine Chinese gerne auf Blumentöpfen – sorry, aber Kulturvolk geht anders), die bescheuerte Geschichte (eine Gelähmte hat Sex und kann wieder gehen? Hallo? Und wieso? Hat das was mit den zusammengebundenen Füßen zu tun? Nee, das ist halt so. Grmpf.). Im Foyer kein chinesisches Bier, wenigstens das traut man ihnen noch nicht zu.

Gut, reißen wir uns zusammen. Das Orchester ist wacker, die Sänger auch, lediglich ausgerechnet der Hauptdarsteller, die Titelrolle, Jevgenij Taruntsov erwischt einen etwas mauen Abend und bleibt blaß, seine Tochter jedoch, von Alexandra Lubchansky gegeben, kämpft sich in das Stück und ragt schließlich aus dem Ensemble heraus, bei dem außerdem vor allem ein Mitglied im Vordergrund steht: der phantastische Chor, der besonders im zweiten Teil für die (zu wenigen) magischen Momente verantwortlich ist. Und da sind wir

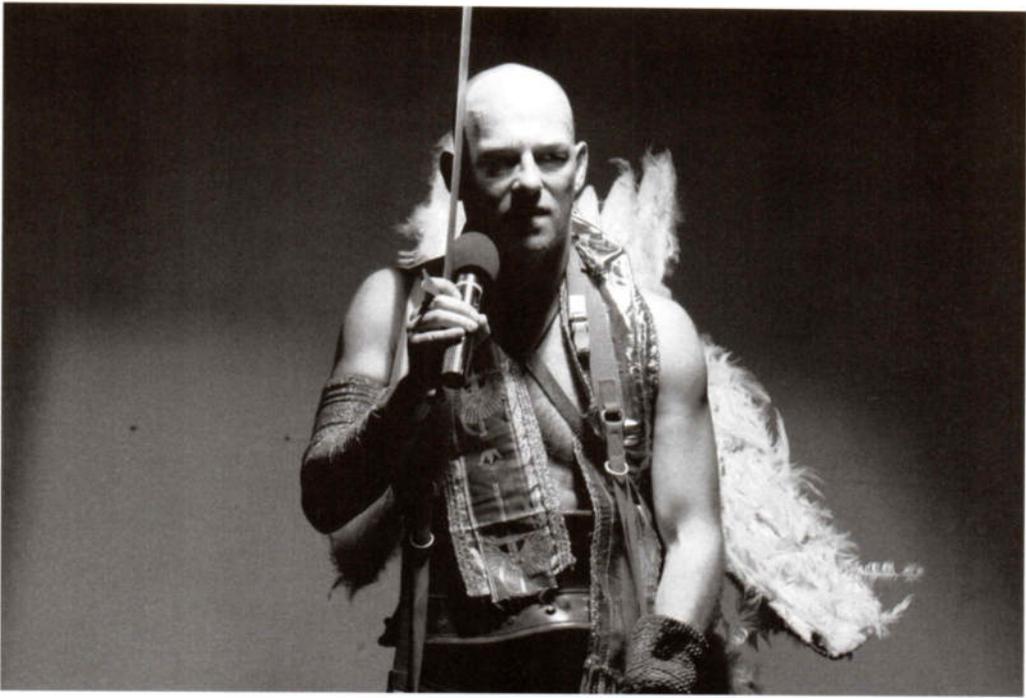
bei der guten Nachricht: der zweite Teil ist deutlich besser als der erste.

Die deutsche Theaterlandschaft ist möglicherweise die reichhaltigste und interessanteste der Welt. Das ist schwer zu glauben, aber durchaus fundiert: In welchem Land der Erde gibt es überhaupt unseren Stadt- und Staatstheatern vergleichbare Häuser in Städten mit weniger als 500.000 Einwohnern? Man muß sich zunächst bewußt machen, welch immenser Qualitätsstandard hier herrscht: Haben Sie schon mal einen richtig schlechten Sänger oder Schauspieler an einem Staatstheater gesehen? Wenn ja, können Sie an der Tatsache, daß Sie sich überhaupt erinnern, leicht erkennen: das ist die absolute Ausnahme. Schlechte Orchester? Gibt's hierzulande nicht. Und das bei der wahrscheinlich höchsten Orchesterdichte überhaupt. Saarbrücken ist keine Ausnahme: die Leute sind einfach alle gut, der Chor grandios. Kriegsentscheidend sind die Qualität der Stücke und der Inszenierungen, die Darsteller und Musiker funktionieren einfach, gelegentlich sogar überdurchschnittlich.

Und es spricht für das Haus, daß auch dem *Ersten Kaiser* trotz seiner deutlichen Schwächen in der zweiten Hälfte ein beeindruckendes Comeback gelingt, zugegebenermaßen mit etwas Hilfe der Musik, die nun die Tragik der Handlung (alle sterben wie die Fliegen) aufgreift und dankenswerterweise dramatischer wird – es kommt Zug rein, die Regie ergreift die Chance auf Schmiß, plötzlich ergibt auch das Bühnenbild Sinn, das Selbstvertrauen im Ensemble steigt, der Chor schwingt sich zu großer Kunst auf – der Abend ist gerettet, ich bin fünf Meter groß und das ganze chinesische Volk, um Blixa Bargeld zu zitieren, will sagen: mit dem Reich der Mitte ausgesöhnt. Zusammen mit P zur After-Show, es gibt Getränke.

Ich finde es mutig, daß das Saarländische Staatstheater die Spielzeit mit einer zeitgenössischen Oper eröffnet, das hohe künstlerische Niveau der Ausführenden, mithin die handwerkliche Solidität der Arbeiter auf und hinter bzw. unter der Bühne, das größte Pfund mit dem deutsche Staatstheater, auch unseres, wuchern können, verhindert einen Schuß in den Ofen und rettet ein deutlich mittelmäßiges Stück vor dem Durchfallen. – Für mich geht es direkt weiter in der sparte 4.

Habe ich gerade »unser« Theater geschrieben? Es bietet sich an, an dieser Stelle auf den klassischen Hintergrund »unseres« Theaters



Johannes Schmidt als Michael Kohlhaas in der sparte 4 (Inszenierung: Christopher Haninger)

zu sprechen zu kommen – Kleist, Heinrich von, ist weit von Lessing und diesen Vögeln entfernt, die auf die Idee mit »unserem« Theater gekommen sind, aber als deutschen Theaterautor muß man ihn in diesen Zusammenhang stellen, und es ist kein Zufall, daß seine Michael-Kohlhaas-Erzählung auch als klassische Tragödie funktioniert, wie meine zweite Premiere eindrucksvoll unter Beweis stellt, aber dazu gleich mehr. Also auf in den Klugschleißermodus ohne Garantie auf Richtigkeit, aber man muß, wenn man sich für das Theater auch und gerade in seiner Heimatstadt interessiert, weit in die eigene Schulzeit zurück.

Lessing also, die Hamburger Dramaturgie und so, das Theater als moralische Anstalt (ich glaube, das war aber mehr Schiller). Plötzlich sind wir bei der Politik – Moral ist immer Politik, und das Theater ist es auch, bei uns vielleicht noch etwas mehr als in anderen Ländern (woher dieser Drang nach Einzigartigkeit? Das einzige, was Deutsche besonders macht, ist ihr Drang, an sich etwas Typisches zu suchen ...). Also andere Länder waren irgendwie anders. Da ging es für das Theater immer nur um Könige und den Pöbel, also um Unterhaltung von Individuen, die meinten, sich das verdient zu haben, entweder aufgrund harter körperlicher Arbeit oder aber qua Gottes Willen. In Deutschland war Theater immer auch

(manche sagen hauptsächlich) Selbstfindungsinstrument des Bürgertums, eine im wesentlichen spaßfreie und im Kern dröge, protestantische Gesellschaftsschicht, analfixiert und dem kapitalistischen Arbeitsethos jede Menge unterordnend. Wir alle stammen von dieser Bewegung ab, und unser Theater tut es auch. Und deshalb soll es zuerst einmal nicht unterhalten, sondern bilden und sittlich erheben. Es ist genau das Theater, welches die griechische Tragödie einen Schritt weiter trieb: dort, und das ist die Definition der Tragödie, tun alle das Richtige, trotzdem geht es total schief (Komödie: alle bauen Mist, aber es ist dann doch letztlich kein Problem), hier, bei uns, machen die Menschen auf den klassischen Bühnen Fehler und scheitern in der Folge an ebendiesen. Das ist bürgerliches Theater: Wenn Du am Ende tot bist, hast Du es Dir in der Regel selbst zuzuschreiben.

Das ist bei Leuten wie Kleist, und manche sagen bei Büchner, wieder anders: Revolutionen sind gescheitert, trotz Goethe und Company lebt Deutschland immer noch absolutistisch und zensiert, das Individuum als selbstbestimmtes Wesen (außerhalb der Möglichkeit, Kohle zu machen – siehe wieder China) Fragezeichen? Vergeiß es. Also: Machtlosigkeit als Weg, wir geben alle unser Bestes, tun, was wir tun müssen, trotzdem sind hinterher alle

tot oder Schlimmeres. Auch das hat »unser« Theater im doppelten Sinne zu liefern.

Mithin jetzt *Michael Kohlhaas*, als Einpersonenstück in der sparte 4, starring Johannes Schmidt, absolut wacker, Regie Christopher Hanninger, gute Arbeit.

Der Mann, der die Rechtschaffenheit in Fundamentalismus verkehrt und als leibhaftiger Terrorist ganze Landstriche verwüstet (Premiere am 11. September), wirkt glaubhaft, seine Tragik ergreifend. Nahe am Moslem, sehr weit weg von uns Gemäßigten in der westlichen Welt heutzutage? Nö, und ich kann es beweisen:

Neulich kam *Rambo I* auf Vox, und die Parallelen sind nachgerade erschreckend: Als Opfer der heimatkleinstädtischen (nein, erst *Rambo II* spielt in Vietnam, *Rambo I* thematisiert das Trauma bzw. traumatisiert das Thema der Heimkehrer) Obrigkeit (okay, keine Pferde, aber Polizeigewalt im doppelten Sinne) verwandelt Rambo seinen Gerechtigkeitssinn in blanken Haß, läßt Schuld auf sich, die er nicht versteht, legt im Filmfinale eine Tankstelle (sic) und einen Waffenladen (sicsic) in Schutt und Asche, viel amerikanischer geht es nicht, aber es ist Kohlhaas: Bei Kleist denkt sicher nicht jeder sofort an einen Äktschnfülm (Schwarzenegger), allein es stimmt, und Schmidt ist sicher nicht schlechter als Stallone, der oft unterschätzt wird. Die sparte 4 ist solide gestartet, für gewagtere Experimente ist noch Zeit, wenn man die überhaupt braucht, aber dazu später auch mehr. Auch das ist eine Theaterfrage. Ich war mit meinem Kumpel A. im *Kohlhaas*, auch er Jurist wie ich, im Gegensatz zu Kleist, der genau wie Thomas Mann eher Schulversager war und trotzdem die deutsche Sprache beherrschte wie sonst keiner (Kleist und Mann – mehr braucht man eigentlich nicht, und das Theater sieht das ein – *Buddenbrooks*, *Kohlhaas* – bald wieder ein *Krug*?). Viel falsch machen kann man nicht – oder ist genau das der falsche Ansatz? Wurscht, A. mag das Stück und ich auch. Aber atempausenlos geht es weiter, und da das Theater eben auch den Anspruch auf die Klassik bedienen muß, ohne dabei auf Modernität zu verzichten, aber bitte nicht so, daß die Leute in der Pause gehen, aber ab und zu dann doch genau so, daß die Leute in der Pause gehen, denn sonst wirkt es auch nicht echt, okay, es klappt sowieso nie, außer vielleicht mit William »Schlagnachbei« Shakespeare.

Meine Freundin E. kommt mit, der September wird immer unfreundlicher, da paßt es doch, wenn man auf die britischen Inseln fährt. Shakespeare muß sein, das steht auf allen Lehrplänen, folglich auch an einem Theater, das seine erklärte Aufgabe auch darin sieht, die Lehrpläne zu unterstützen, den Kanon zu verbreiten, damit er sich selbst rechtfertigt (die Sachen im Kanon sind die, die jeder kennt, sie stehen nämlich im Kanon).

Das kann man komisch finden, aber es wird auf jeden Fall ein komplizierter Task, etwas besseres zu konzipieren, wie gesagt, Unterhaltung ist zwar heutzutage auch durchaus gewünscht, wenn die sittliche Erhebung nicht gestört wird, aber der Bildungsauftrag (wie beim Fernsehen) hat Priorität (apropos: wer das deutsche Fernsehen platt findet, empfängt wohl keine ausländischen Sender), wir wollen das so, und deshalb jetzt Shakespeare, wegen der Klassik, aber in einer zeitgenössischen Übersetzung (Werner Buhss), wegen der Moderne, außerdem durchaus deftig, flott, zeitgemäß, die Regie von Hermann Schein zahlt mit Erfolg auf den Denver-Clan-Aspekt des Stücks ein, kostümiert (Stefan Heyne, der auch das gelungene Bühnenbild verantwortet, okay, über den Konferenzsaal am Anfang mag man streiten können), kostümiert also wie in einer Rosamunde-Pilcher-Verfilmung zanken, nörgeln und lästern sich Eltern und mehr oder weniger mißratene Kinder durch den Abend, das ist stimmig, finde ich, damit kann man sich identifizieren, ich mag die Lear-Saga according to Saarländisches Staatstheater. Vielleicht aber noch ein Wort zur Übersetzung, und zwar ein Satz, der immer gesagt wird, wenn es eine neue Übersetzung gibt: Wenn man schon Schlegel/Tieck in die Besenkammer wirft, sollte man vielleicht etwas Besseres und so weiter und so weiter, so toll ist es nicht, aber jetzt auch nicht blöde oder mißraten, vielleicht zu wenig poetisch, zu wenig singulär, zu wenig versig, dafür aber flott, wie gesagt. Ach ja: E. findet, und darüber muß man reden, daß es dann doch etwas zu klamottig geraten ist, das ganze Stück. Ich sage: Das ist eben Shakespeare, sie antwortet, das ist doch Quatsch, ich räume ein: da ist was dran, aber du hast trotzdem nicht recht. Shakespeare ist so viel, da muß man einfach Prioritäten setzen, also warum nicht das, aber E. antwortet, und natürlich hat sie auch irgendwie doch recht, daß man es ja nicht gleich so schamlos über-

treiben muß, und ob da generell in der Inszenierung nicht irgendwie mehr drin gewesen wäre. Tja, murmele ich ... tja ... klar, denke ich so bei mir, ich fand die Schauspieler schon gut, besonders die Titelrolle, anders als bei den Chinesen, Friedhelm Eberle, also der Lear jetzt, das war schon stark, da bleiben Momente zurück, und ob da mehr drin gewesen wäre ... gut, die Frage stellt man sich in Saarbrücken immer, das trifft auf vieles zu, was man so sieht, hört, schmeckt und kennenlernt, das ist unser Segen und unser Fluch, diese Suche nach dem Optimum, das es nicht gibt, auch an provinziellen Staatstheatern fragt man sich immer wieder: Das ist schon nicht schlecht, aber gibt es das nicht anderswo besser? Der spielt ganz gut, aber wenn er so gut ist, warum spielt er dann nicht in Berlin? Gut, das kann auch unfair sein ... wenn ich von vornherein an Berlin denke, werde ich Saarbrücken nicht wirklich gut finden können ... nun ist aber andererseits ein Theater natürlich auch dazu da, das Selbstvertrauen der Provinz hochzuhalten, berechtigt oder nicht ... wie ist es denn jetzt ... ich weiß es nicht ... natürlich liegt im Soliden auch eine große Gefahr ... wenn Theater in erster Linie gearbeitet wird (Bürgertum!), wo bleibt das Geniale? Das solide Handwerk hat den *Ersten Kaiser* gerettet und den *Kohlhaas* richtig gut durchgebracht, und wenn es auch nur dazu führte, den großen Text noch mal zu entdecken und mit *Rambo* in Verbindung zu setzen, aber hat das Handwerk dafür den *Lear* nicht etwas uninspiriert zurückgelassen? E. sagt ja, ich sage ... vielleicht ... naja, das ist ja unter anderem auch das Risiko des Staatstheaterkonzepts, aber anders geht es nicht, wahrscheinlich ... womöglich läuft es darauf hinaus, daß man eben ab und zu Ausreißer nach oben hat, haben muß, bei aller Brot-und-Butter-Kunst, aber eben auch nicht ständig, und der *Lear* war vielleicht kein Ausreißer nach oben, eben solide, fertig.

Gut, für Ausreißer ist hier in Saarbrücken ja auch traditionell das Ballett zuständig, und das kommt als nächstes und letztes in meiner Tour durch »mein« Theater.

Mein Kumpel M. ist am Start; ich habe ein bißchen gebraucht, um die Karte im Bekanntenkreis an den Mann zu bringen, das kann damit zu tun haben, daß ich beim Fußball gefragt habe, vielleicht aber auch damit, daß Ballett, gerade modernes, am kompliziertesten von allen Sparten, die es so gibt, zu ver-

mitteln ist. Es ist sicher die kompromißloseste Kunstform des Theaters: Wenn es schiefeht und man nicht berührt wird, dann hätte man sich den ganzen Abend auch schenken können, da hilft dann auch keine Musik, die ja oft auch modern ist, man kann sich auch nicht auf eine Geschichte konzentrieren, da man ja genau diese nicht versteht ... im klassischen Ballett symbolisieren bestimmte Moves bestimmte Handlungselemente, glaube ich, aber im modernen Ballett ist das alles wurscht und man könnte es genauso gut mit Homer Simpson halten, der sich unter Ballett bekanntlich einen fahradfahrenden Schimpansen vorstellt, was interessant ist, aber ich fühle mich hinreichend ausgebildet: ich habe immerhin Deutschlandfunk, und da wird manchmal darüber berichtet, auf ARTE auch, aber man muß es nicht übertreiben ...

Man spricht vom hiesigen Ballettensemble, bzw. der Company gerne als einem Aushängeschild, einem Alleinstellungsmerkmal etc. ... ich hatte immer den Verdacht, daß das von allen Companys unabhängig voneinander in jeder Lokalzeitung der Republik behauptet wird. Ganz ehrlich, als Sie in der *Saarbrücker Zeitung* (wieder) mal gelesen haben, Marguerite Donlons Company genieße einen weit über die Grenzen des Saarlandes, ja Deutschlands, hinausreichenden Ruf – haben Sie das nachgeprüft? Im Internet oder so? Ich auch nicht, man will auch, daß es stimmt. Das ist ja auch das Schöne an unserem Theater: Wir vergleichen es nur ganz selten, und dann mit Berlin, und da ist es ja eh egal, siehe oben. Oder wann waren Sie das letzte Mal in, sagen wir mal, Bielefeld, im Stadttheater? Merkwürdig, wir kommen immer wieder zum Thema Wettbewerb zurück, obwohl das ja eigentlich mit der Kunst, die uns umgibt, nichts zu tun haben sollte, aber man muß auch sehen, sage ich mal: hat es eben doch. Zum Beispiel das Ballett heute abend: Es geht geradezu nur um Wettbewerb; versammelt der Abend *The Winners are* ... doch preisgekrönte Wettbewerbsbeiträge zu Ballettfestivals weltweit wahrscheinlich, kurze Choreographien, die aufgefallen waren, mit deren Hilfe sich die hiesigen Tänzerinnen und Tänzer durch Nachtanz in Szene setzen sollen, ich stoße an die Grenzen meiner Kunstbeurteilungskompetenz, tippe aber tapfer weiter, denn, und ich verrate hier kein Geheimnis, es hat mir gefallen, und das macht alles viel einfacher, da einem insbesondere die



Das Ballett des Saarländischen Staatstheaters in *unwritten*, Choreographie: Mirko Guido

Künstler nicht widersprechen werden. Es gibt eine Choreographie, die mich sehr nachdenklich macht, was bei mir echt nicht einfach ist, aber ich werde ruhig auf meinem Feuerwachtstuhl, gehe in mich – kein Zweifel, aber ein Stück modernes Ballett hat in mir eine Saite zum Klingeln gebracht – *A Year in a Fish Life* von Idan Cohen, einem Ex-Kibbuznik-turned-Choreographer, der die Körper seiner Tänzerinnen intim, aber nicht vulgär umeinander gruppiert, so daß sich jetzt mal rein optisch, beim Ballett nicht untypisch, aus den Blicken, den liegenden, sitzenden, stehenden Damen selbst und ihrer Position zueinander, eine behut- und einfühlsame Beziehungsgemengelage entspinnt, in welcher ich Momente des Zwischenmenschlichen erspüre (schreibt man das so? Ich muß Kollegen fragen), im Ernst, die anderen Stücke haben auch ihre Meriten oder fallen gegen die anderen ab, das muß wohl auch so sein, aber ich finde mein eines, in dem ich etwas erkenne, und das reicht vollkommen aus. Ich habe heute nicht nur mein chronisch überzogenes Ballettkonto ausgeglichen, sondern fühle mich tatsächlich sittlich erhoben – ich habe Körpersprache verstanden, auch das bei mir nicht selbstverständlich. Das war wohl schon gut.

Hinterher wieder After-Show-Party, schon K.s wegen, der ja sonst nicht mitgekommen

wäre, alles fließt in bemerkenswerten Strömen, aber ich muß rein konzentrationsmäßig nach wie vor Vollgas geben, denn hier, an genau diesem Tresen entscheidet sich, wie das hier alles ausgeht, der Artikel und alles, Essay inzwischen wirklich zu hoch gegriffen, aber jetzt nicht aufgeben, auch nicht bei der Hitze, und Marguerite Donlon spricht bei der kleinen Dankesrede slash Vorstellung des Ensembles und der Choreographen, auch das ist Staatstheater in einer kleinen Stadt. Jemand mit süßem angelsächsischen Akzent charmiert Leute wie mich, klappt voll, also Frau Donlon spricht unumwunden davon, es gleichzeitig einräumend, daß sie sich in jahrelanger Kleinarbeit das Saarbrücker Publikum durchaus herangezüchtet habe, mithin solange Sachen aufgeführt habe, bis das Publikum sich dazu durchgerungen habe, diese Sachen und genau solche Sachen jetzt gut zu finden (was soll man sich jedesmal ärgern, manchmal hilft einfach Kollektivhypnose), und da sei sie jetzt und könne genau ihr Ding machen, denn die Leute, also wir, zögen mit.

Wow. Ist das jetzt gut? Klar, wenn man nichts anderes kennt (nicht genug, daß Sie sowieso selten ins Ballett gehen, wenn, dann verlassen Sie ja nicht auch noch die Stadt, irgendwann ist doch echt mal gut auch), siehe oben, und das wissen die auch alle, und wenn

man nichts anderes kennt, klar findet man das dann auch gut, so wie die Leute in der DDR früher, die kannten ja auch nichts anderes, wenn sie kein Westfernsehen hatten, und deshalb fanden die das ja auch gut, manche zumindest. Okay, wir haben ja Westfernsehen, das heißt, wir könnten uns ja informieren, ob es nicht auch anders ginge, machen wir aber nicht, klar, das heißt, wir müssen uns auf die *Saarbrücker Zeitung* verlassen, daß das schon gut ist, was wir da sehen, sogar im internationalen Vergleich, in der Zone hieß das »Welt-niveau«. Okay, genug Paranoia. Wir werden hier nicht kollektiv verarscht und betrachten im wesentlichen des Kaisers neue Kleider, lügen uns nicht in die Tasche – das wird alles schon so stimmen, daß das gut ist. Wenn ich schon zumindest für ein paar Minuten auf Ballett stehe, dann muß da was dran sein. Und das Handwerk ist hier ja auch gut, schätze ich, und die Leute von woanders kommen ja auch hierher. Ich bin da mal ganz ruhig. Überhaupt – habe ich nicht vorhin geschrieben, daß dieses Herangezogenwerden Teil unseres Theaterkonzeptes sei oder auch ist? Wollen wir nicht zu irgendetwas herangezogen werden, auch und gerade ästhetisch, gerade dann, wenn wir keinen blassen Schimmer haben, was ästhetisch okay sein könnte? Die, sagen wir mal, Mayas fanden ja auch Sachen ästhetisch, über die ich vielleicht in besonders toleranten Momenten abfällig die Stirn runzeln und die ich sonst in Bausch und Bogen verdammen würde, man weiß es eben nicht besser, man muß eine wie auch immer geartete Erziehung des Geschmacks genießen, denn sonst hat man keine eigene Meinung und kann im Biergarten nicht mitreden oder auch nur Kritiken schreiben ... aber wie manipulierbar bin ich? Na gut, nur bedingt, sonst hätte sich ja nichts geändert, trotzdem, Fragen über Fragen ... die ich dann zu guter Letzt durch einen glücklichen Umstand (danke!) auch der Chefin persönlich stellen darf: Dagmar Schlingmann; die Generalintendantin widmet mir einige Augenblicke an dem Ort, an dem sich das Schicksal der deutschen Kultur schon seit je entschieden hat, nämlich dem Stehtisch ...

... und es ist eigentlich beruhigend. Sehr beruhigend, ich war eben doch etwas aufgewühlt. Die zahlreichen Spannungsfelder, die sogar ich identifizieren konnte: die sind da, und das weiß auch jeder. Womöglich schon vor diesem Artikel, wie ich zerknirscht feststellen

muß. Die Tradition gegen die Fortführung unserer aller ästhetischen Erziehung, in welchem Sinne auch immer, dabei immer der Kanon, die Politik, die nach Kontroversen lechzt und dabei immer Gefahr läuft, sie nur um ihrer selbst willen initiiert zu haben, was aber andererseits auch so sein muß (Systemimmanenz), wie man es macht, ist es verkehrt, UND man hat nur das Handwerk und das bürgerliche Erbe, auf das man sich zurückziehen kann, besonders, wenn beim Intendantentreffen (das gibt es wirklich, die Versuchung muß riesig sein, daß die sich da absprechen, welchen Charakter die deutschen Mittelstädte annehmen sollen und welche Unterschiede, okay, wir machen Regensburg ab jetzt zur Hochburg der Zwölftonmusik, dafür gibt es in Oldenburg mehr Brecht, wenn die Linken da nicht mindestens zwanzig Prozent holen, gibt's auf die Moppe, aber okay ...), wenn also beim Intendantentreffen irgendwelche Augenbrauen extrem gewölbt werden ... das ist tatsächlich das Theater zwischen Kanon und bürgerlich abgesegneter Veränderung, für jung und alt, das ist tatsächlich etwas sehr Wesentliches in diesem Land, und damit auch in dieser Stadt, regionale Besonderheiten, die es wohl auch gibt, wie Frau Schlingmann sagt, aber die dann wohl doch nicht so ins Gewicht fallen: es gibt überall Rotary-Clubs und die Fußgängerzonen sehen auch überall gleich aus. Hat ja auch was Tröstliches.

Am Ende ist es eben nicht nur Theater, sondern Identität, leider oder Gott sei Dank auch die eigene. Da sollte man nicht zu sehr über Qualität reden, zumal, wenn die, wie bei uns, absolut okay ist, zumindest wollen wir das so und dann ist das auch so, oder würden Sie sich von einem Kieler einreden lassen, sein Theater sei besser? Bullshit. Unsere Bürgerlichkeit ist in guten Händen. Wenn wir da mal was ändern wollen, ist das was anderes, aber das Faß mach ich heute bestimmt nicht mehr auf.

Nach dem Theater ist vor dem Theater – sorry, der mußte noch.

Was kann man tun?

Im Herbst sah ich den Film *Der Baader-Meinhof Komplex*. Ich war verblüfft über den Mut und die Offenheit, mit der Drehbuch und Regie ein dunkles Kapitel neuer deutscher Geschichte aufarbeiteten. Es war ein merkwürdiges Gefühl, einer Zeit in Form einer Spielfilmhandlung wieder zu begegnen, die man in der Realität intensiv erlebt hat. Eine Zeit, über der für junge Leute damals die Frage hing: Wofür, wogegen soll man eintreten? Was kann man tun? Daß die Entscheidung für Gewalt ein tragischer Irrtum war, der in Blutbädern endete, zeigt der Film ohne Tabus. Was kann man heute, jetzt, tun, fragt man sich auf dem Weg zum Kinoausgang. Sollte man? Die Zeiten sind nicht die gleichen, doch sie ähneln einander. Vietnam ist heute Touristenziel, gekämpft und getötet wird anderswo. *Bewegender Abschied von den toten Saarsoldaten*, titelte eine Zeitung. So hat der Krieg in Afghanistan, den keiner »Krieg« nennen will, auch das Saarland erreicht. Zumindest in Worten und Bildern. Särge, Flagge, Stahlhelme. Das macht betroffen. Was kann man tun, wenn man sich, wie ich, für die kulturelle Welt interessiert. Film, Theater, Bildende Kunst, Literatur. Dinge, die ein Land, eine Stadt prägen, so man sie wahrnimmt, sie nicht unter den Tisch fallen läßt, nicht beiseite schiebt. Dinge, die sich zwangsläufig auch mit Politik, also auch mit Krieg und Gewalt beschäftigen. Kultur und Politik sind eng verbunden. Eine kulturelle Zeitschrift wie die *Saarbrücker Hefte* ist Teil des Kulturlebens. Sie wird von ihm getragen und, so hoffe ich stets von Ausgabe zu Ausgabe, von den Lesern gelobt und getadelt. Wahrgenommen. Unterstützt. Wie es scheint, haben die *Saarbrücker Hefte* viel Glück. Immer wieder wurden und werden sie gesponsert, gefördert. Manchmal in einen Etat eingeplant, mal überraschend, spontan. Geschätzt, doch an keinen vereinnahmenden Busen gedrückt, sind sie eine kleine, feine Institution, die sowohl auf den Teller schaut, den man oft fälschlicherweise Provinz nennt, aber auch über den Tellerrand hinweg nach außen blickt. Stolz darauf, Kultur nicht als Lifestyleobjekt auf Hochglanzpapier verkaufen zu müssen. Das spornt an, motiviert zum Schreiben. Wer schreibt, erinnert sich, beobachtet, denkt, reflektiert über das Kulturleben der Stadt, in der er lebt, die an Größe und Wichtigkeit weit hinter Berlin, Hamburg oder Frankfurt eingeordnet wird. Doch das tut der Lust am Schreiben, an der Redaktionsarbeit keinen Abbruch. Das Spiegeln der kleinen Welt in den Ereignissen der großen Welt, die Rolle der Provinz auf der globalen Bühne, inmitten Tausender weltweit verbreiteter Provinzen, damit sollte sich eine Zeitschrift wie die unsrige immer wieder beschäftigen. Auf Experimente und Provokationen lauern. Nicht zögern, den Finger auf Schrammen und Blessuren zu legen. Der Terrorismus unserer Tage hat seine Wurzeln auch in den Ungerechtigkeiten der kleinen Welten, auf die es zu achten gilt. Die *Saarbrücker Hefte* mit ihren Beiträgen aus Kunst, Literatur, Geschichte und Gesellschaft können ein wichtiges Bindeglied zwischen Macht und Kunst sein. Meinungsbildend, aber nicht meinungsmachend.

Georg Bense



Klaus Harth

geboren 1964 in Neunkirchen/Saar · 1986–89 Ausbildung im Druckgewerbe · 1990-96 Studium der Freien Bildenden Kunst mit dem Schwerpunkt Zeichnung bei Prof. Dieter Brembs an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz · seit 1997 Arbeit an der Serie *einen Vogel zu haben ist besser, als nichts zu haben: das ideale Rotkehlchen* · 2001 Postkartenaktion *100 Tage – 100 Zeichnungen* · 2003–2005 Arbeit am Honecker Museum

Ausstellungen/Ausstellungsbeteiligungen (seit 2001)

(E = Einzelausstellung, B = Beteiligung, K = Katalog)

- 2001 *Kunstszene Saar*, Museum Schloß Fellenberg, Merzig (B, K)
- 2002 *Vögel – Hüte – Lassie – Landschaft*, Museum Schloß Fellenberg, Merzig (E)
100 Tage – 100 Zeichnungen, Galerie Ernst Hilger, Wien (E)
Atelier Oliver Schultz, Wiesbaden (zusammen mit Stephan Flommersfeld)
- 2003 *Sei kein Frosch!*, Galerie Rosenrot, Mannheim (E)
Plakatzeichnungen, Künstlerhaus Saarbrücken (zusammen mit Dirk Gebhardt) (B)
- 2004 *Die Farbe Rot*, Galerie Rosenrot, Mannheim (B)
Kunstszene Saar, Museum Schloß Fellenberg, Merzig (B, K)
- 2005 *Selten hat man soviel über die Welt gewußt*, Rathaus Kleinblittersdorf (E)
Teilnahme am *Robert-Schuman-Preis* mit dem Honecker-Museum, Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken (B, K)
Herr Heinz, Galerie Kunststall, Kirkel-Altstadt (E., Buch zusammen mit Sabine Graf)
Raum für Notizen, Kalender für 2006 zusammen mit Sabine Graf, K4-Forum, Saarbrücken
- 2006 *Steigen die Zinsen? Fällt der Dollar? Wie wird das Wetter?*, Galerie Rosenrot, Mannheim (E)
Obsessionen, Saarländisches Künstlerhaus Saarbrücken (B, K)
Alles Fußball, oder was?, Museum St. Wendel (B, K)
Alles über Wind und Wetter, Kulturfoyer, Saarbrücken (Saarbrücker Sommermusik) (E)
Die Beherrschung der Form bringt Heilung, Architektenkammer des Saarlandes, Saarbrücken (E)
- 2007 *KUNSTGARTEN – GARTENKUNST*, Botanischer Garten Schwepsange, Luxembourg (B)
Wald und Forst/Hirsch und Hase, Galerie Besch, St. Ingbert (B)
IM QUADRAT, Galerie Rosenrot, Mannheim (B)
Accrochage im Rahmen der Ausstellung Sigrid Haag, Galerie Besch, St. Ingbert (B)
Beteiligung am *Haueisen-Preis* Jockgrim (B)
50 Vögel für das Saarland, Aktion im öffentlichen und nichtöffentlichen Raum.
Finale Ausstellung in der Alten Schule Mainzweiler (in Zusammenarbeit mit der KVHS Saarbrücken)
Schweineerei – Ein Projekt der AG »Offener Raum«, Saarl. Künstlerhaus, Saarbrücken (B)
- 2008 *BAHAMAHAMABA* BBK-Galerie Mainz (zusammen mit Julia Baur und Michael Mahren)
RHYTHMUS Walkmühle, Wiesbaden (B)
Die Welt ist sonderbar und jeder sollte einen Vogel haben (zusammen mit Armin Rohr), Galerie Besch, Saarbrücken
Landeskunstaussstellung Künstlerhaus Saarbrücken
artig saraviensis, Accrochage, Galerie Besch, Saarbrücken
Wandlungen Alte Schule Mainzweiler (B)
zeitweise unwohnlich Projekt zusammen mit Stephan Flommersfeld und Dirk Gebhardt

www.harthbasel.de



ohne Titel (plus) (2008), Öl, Acryl, Holzlasur, Tuschen, Wachskreiden auf Leinwand, 75 x 81 cm



zwei Bänke (2004), Öl auf Leinwand, 30 x 30 cm



Jena und Auerstedt (2008),
Öl auf Leinwand, 40 x 40 cm



ohne Titel (Himmel) (2008), Öl auf Leinwand, 50 x 60 cm



Wolken (Duchamp) (2008),
Öl auf Leinwand, 50 x 50 cm



Bank (2004), Öl auf Leinwand, 30 x 30 cm



kleines Bild gegen die Zeit (2004), Öl, Tuschen, Acryl, Holzlasur auf Leinwand, 30 x 30 cm



Abschiedstöne zum Ende der Saarbrücker Saraphoniker

Hat der Musikfachhandel Überlebenschancen?

Von Karsten Neuschwender

Es war einmal eine zauberhafte Idee. Diese Idee bestand darin, die schwer überschaubaren Klanglandschaften der musikalischen Welt zu erkunden, zu beurteilen und jedem, der in dem teilweise schwer zugänglichen Gelände etwas suchte, behilflich zu sein. Diese Idee wollte Kunden zu Königen machen, egal ob diese Kunden irgendwo eine Melodie aufgeschnappt hatten, die sie gerne wieder hören wollten, oder ob es sich um erfahrene Kundschafter der hehren Klangkunst handelte – die aber nie alles überblicken konnten und gerne mal Neues kennenlernen wollten. Diese zauberhafte Idee wurde Wirklichkeit und wählte sich den wenig zauberhaften Namen Musikfachhandel. Und wenn er nicht gestorben ist, dann stellt sich die Frage, ob er überleben konnte.

In Saarbrücken konnte er es nicht. Saraphon, das Geschäft, das diese Idee über Jahrzehnte gelebt hat, ist pleite. Desaströse Umsatzseinbrüche in der ersten Hälfte des Jahres 2008 hatten ein Weitermachen unmöglich gemacht. Schuld daran, so hörte man, sei eine böse Macht, die sich unter dem Namen »Internet« in vielen Bereichen unserer Gesellschaft breitmacht. Die Menschen gingen nicht mehr zu ihrem Lieblings-CD-Händler, sondern setzten sich zu Hause bequem vor den Computer, wo sie sich ihre Musik entweder ganz legal bestellten oder ganz illegal raubkopierten. Aber bedeutete das wirklich das Aus für das renommierte Musikhaus Saraphon? Spinnt man das Märchenbild vom Anfang weiter, so kommt einem in den Sinn, daß dort jede böse Macht besiegt werden kann. Wenn man sie rechtzeitig erkennt und weiß, wie man sie zu packen bekommt. Das Saraphon war stets bemüht, sich dieser Herausforderung zu stellen. Zuletzt mit großer Energie.

»Volles Programm für verwöhnte Ohren. Unter diesem Motto hilft qualifiziertes Personal, aus der Masse der verfügbaren Ton- und Bildträger die jeweils passende Musik zu finden. Es wird (selbstverständlich ohne Extra-

kosten) recherchiert, wenn jemand nur irgend etwas an Musik im Theater, Kino, Fernsehen oder Radio aufgeschnappt hat und nicht weiß, wie finden. Es werden Vorschläge erarbeitet, wenn jemand Musik für irgendeinen Anlaß benötigt, von der Familienfeier bis zur Mega-Fete. Saraphon »beschallt« exklusive Restaurants und Boutiquen und kooperiert, insbesondere durch Mitwirkung an Klassik- und Chanson-Sendungen auf SR 2 KulturRadio, mit dem Saarländischen Rundfunk sowie vielen Institutionen der Region SaarLorLux. Saraphon versendet zu günstigen Konditionen weltweit per Post. Die »Saarbrücker Saraphoniker« geben eben alles – nur keine Konzerte.« – So wurde auf der vom Musikgiganten Universal Music Classics & Jazz betriebenen Internetseite *KlassikAkzente* geworben.

Als dieser Präsentationstext erschien, war das Saraphon schon vom Abwärtstrend erfaßt. Gegründet in der Dudweiler Straße, war das Musikhaus an den St. Johanner Markt umgezogen. »Unser Publikum ist in der Regel etwas kaufkräftiger«, sagte der damalige Geschäftsführungsassistent Marcus-Johannes Heinz 2002. Da müsse auch das Umfeld stimmen. Der St. Johanner Markt mit seiner hellen Atmosphäre, seinen Cafés und dem Wochenmarkt biete ein ganz anderes Einkaufserlebnis als die teilweise etwas verwahrlost wirkende und durch den Straßenkreuzungslärm unattraktivere Ecke gegenüber der Johanneskirche. Die neue Adresse sollte einem Trend entgegenwirken. In vielen Städten mußten renommierte Plattenläden bereits schließen. »Dort entstehen weiße Flecken, die durch nichts aufzufangen sind«, sagte Heinz damals, denn viele Kunden würden dann nicht im Internet bestellen oder in großen Geschäften die unübersichtlichen Plattenregale durchstöbern – sie würden einfach gar nicht mehr kaufen. Das Problem hätten nun auch die großen Plattenfirmen erkannt. »Man nimmt uns jetzt ernster«, meinte Heinz dann 2004 nach einer Tagung des »Club of Classics«, der sich zum

ersten Mal in Saarbrücken getroffen hatte. Der Club of Classics ist ein Initiativkreis der führenden Klassik- und Jazzfachhändler Deutschlands, der seit vier Jahren mit Vertretern der Plattenindustrie unter Rücksicht auf die beiderseitigen Interessen nach einer besseren Vermarktung von Ton- und Bildträgern sucht. Aber gehen Fachhandel und Musikindustrie da nicht von falschen Voraussetzungen aus?

Es ist in den letzten Jahren zu beobachten, daß von der Musikindustrie immer schneller und immer häufiger Stars auf den Markt geworfen werden, an die man sich oft nach kurzer Zeit nicht mehr erinnert. Zunächst als große Klassik-Sensation gefeiert, verschwinden Namen wie Yundi Li ganz schnell wieder aus dem Blickfeld des öffentlichen Interesses. Yundi Li hatte als 17-jähriger den Chopin-Wettbewerb in Warschau gewonnen. Seit dem Aufbäumen von Lang Lang ist der Pianist ziemlich aus dem öffentlichen Bewußtsein verschwunden. »Wir brauchen Persönlichkeiten, die die Klassik neu erfinden«, tönte vor einem halben Jahrzehnt der Managing Director von Universal Music. In der Vergangenheit habe man den Aufbau von Stars und Persönlichkeiten ein wenig vernachlässigt und die CD-Produktionen vielleicht zu sehr auf das Repertoire ausgerichtet. Es fehlte an »Glamour-Stars«.

Mal abgesehen von der Frage, ob der oberflächliche Glanz dieser Stars auch den musikalischen Werten entspricht, hat der Aufbau von solchen klassischen Popartisten einen entscheidenden Vorteil: Über sie wird berichtet, sie kennt jeder, und wenn mal jemand Klassik kauft, greift er aus den Regalen der großen Medienmärkte gerne nach den großen Namen. »Nach Anna Netrebkos Auftritt bei *Wet-*

ten, daß ...? haben wir in wenigen Tagen über 70.000 Tonträger verkauft. Doch ein spektakulärer Auftritt bei *Wetten, daß ...?* kann nur der Höhepunkt einer Gesamtkampagne sein. Letztlich geht es um die Entstehung neuer Medienflächen für Klassik. Deshalb hat sich Universal Classics für das Format »Sunday Night Classics« im ZDF und die Übertragung des Klassik-Echo sowie weiterer TV-Konzert-Highlights engagiert«, berichtete Musikmanager Christian Kellersmann in einem in den *KlassikAkzenten* veröffentlichten Interview. Für den Klassikmarkt, in dem bislang die über 40-jährigen siebzig Prozent des Umsatzes machten, ein grundsätzlich erfreuliches Phänomen. »Universal kann einen Zuwachs an Konsumenten zwischen 20 und 29 Jahren in Höhe von 2,7 Prozent und bei der Gruppe zwischen 30 und 39 um 4,1 Prozent auf insgesamt 22,1 Prozent verzeichnen. Das ist eine ebenso signifikante wie erfreuliche Veränderung«, sagte Kellersmann 2005.

Wenn man aber sein Kaufverhalten nach den großen Stars ausrichtet, die mit ihren gerade veröffentlichten Alben in den Medienmärkten bildstark präsentiert werden, ist man nicht auf den Fachhandel angewiesen. In den CD-Abteilungen der großen Elektronikketten braucht man sich nicht auszukennen und hat den Eindruck im fast unüberschaubaren Klassikmarkt das Wesentliche zu erkennen. Möglicherweise hätte man aber im Fachhandel einen anderen Interpreten empfohlen bekommen, der in der großen Medienwelt unbekannt ist, einem aber besser gefällt. Das wäre ein wenig teurer. Es gibt Kunden, die darauf Wert legen. Beispielsweise der Liebhaber, der sich ohne

Vorbildung ganz nach seinem durch Fachpersonal erkannten Geschmack eine CD empfehlen läßt. Oder die Musikpädagogin, die gerne mal zum Fachhandel geht, um die Neuerscheinungen auf einem bestimmten Gebiet einmal durchzuhören. Aber reichen diese Kunden aus, um den Fachhandel am Leben zu erhalten? Im Jahr 2001 war der Fachhandel in Deutschland bereits um 22 Prozent geschrumpft. Schuld daran sei, so hört man oft, das Internet mit seinen legalen und illegalen Möglichkeiten.

Musik für verwöhnte Ohren

- Individuelle, kompetente Auswahl
- für alle Anlässe
- Hörstationen
- Bestellannahme und Beratung
- auch telefonisch unter: 0681/31007
- Versand

»Die Entwicklung des digitalen Musikvertriebes bietet Grund zur Freude: Der legale Downloadmarkt hat sich 2005 in Deutschland mit mehr als 35 Millionen heruntergeladenen Songs endgültig etabliert. Ausweislich der Verbandsstatistik stieg die Zahl verkaufter Downloads 2005 im Vergleich zum Vorjahr um mehr als das Doppelte von 6,4 auf 16,4 Millionen Einzeltracks und von 0,3 auf 1,3 Millionen Bundles. Die reinen Tonträgerabsätze sanken hingegen um 10,1 %.

Deutschsprachige Musik erwies sich vergangenes Jahr als besonders erfolgreich und hatte mit 35,3 % einen neuen Rekordanteil nationaler Albenproduktionen in den offiziellen deutschen Charts. In den Singlecharts 2005 stammen mit 51,4 % sogar mehr als die Hälfte aller Produktionen aus Deutschland. Noch immer sind illegale Musikangebote im Internet und Musikkopien auf Rohlingen ein dominierendes Problem für den legalen Musikmarkt.

Vergangenes Jahr wurden laut Brennerstudie der GfK 439 Millionen CD-Äquivalente (CD- und DVD-Rohlinge) und damit 3,5mal mehr CD-Einheiten mit Musik kopiert als CD-Alben verkauft. Die Zahl von Musikdownloads aus illegalen Internetquellen stieg von 383 (2004) auf 415 Millionen (2005). Wäre die kopierte Musik gekauft worden, hätte sie einen Umsatzwert von rund 6,3 Milliarden Euro gehabt«, dies meldet die Phonobranche 2006 für den gesamten deutschen Musikmarkt. Stärker betroffen vom illegalen Downloaden ist der Rock- und Popbereich, aber auch für die Klassik gilt dieser Trend. »Bei der klassischen Intensivkäufer-Zielgruppe haben wir noch nicht so viele MP3-Player oder iPods im Markt wie im Popsegment. Vor allem im audiophilen Bereich, der noch immer einen wahrnehmbaren Anteil der Klassikkäufer darstellt, gibt es Probleme mit dem reduzierten Datenformat der Download-Tracks. Dennoch beträgt der Anteil von Klassik-Downloads beim Premium-Anbieter iTunes bereits solide sieben Prozent; das ist mehr, als die Klassik am Gesamtmarkt hält. Klar ist deshalb, daß der Download-Bereich ein riesiges Potential bietet – gerade angesichts schwindender Fläche im Handel«, erläutert Musikmanager Kellersmann.



Es bleibt festzuhalten: Das Internet ist für den Fachhandel ein Problem. Aber keines, das ihn umbringen müßte. Marcus-Johannes Heinz, ehemals Saraphonmitarbeiter und nun im Musikmarketing-Management in Hamburg tätig, schätzt die Situation folgendermaßen ein: »Nach nunmehr über 25 Jahren CD ist die sogenannte Substitution, das Ersetzen von Vinyl durch CD, abgeschlossen. Der interessierte Musikliebhaber hat also das gängige Repertoire zuhause, nur vergleichsweise wenige Freaks sind an mehreren Interpretationen ein- und desselben Werkes interessiert. Außerdem hat nicht zuletzt aufgrund eines stetig wachsenden Kulturtourismus der Trend zum Live-Erlebnis derart zugenommen, daß Zeit und Geld eher in diesen Bereich investiert werden. Bei aller Schnellebigkeit hat sich auch die Nachwirkung eines Live-Erlebnisses, also der Wunsch, das Werk oder die Künstlerpersönlichkeit auf Ton- oder Bildträger gebannt nach Hause zu holen, deutlich verkürzt. Und auf Seiten der Musikindustrie wurde über etliche Jahre hinweg weithin eine Preispolitik betrieben, die einen Einzelkämpfer gegenüber den großen Filialisten, die aufgrund ihrer Marktmacht deutlich günstigere Einkaufspreise einfordern, empfindlich benachteiligt hat. Inzwischen haben aber die meisten musikproduzierenden Lieferanten erkannt, welche Bedeutung der Fachhandel vor Ort hat. Denn man konnte beobachten, daß dort, wo Fachhandelslücken entstanden waren, dies nur zu einem geringen Teil durch Einkauf via Internetanbieter aufgefangen wurde. Der Großteil der Kunden bricht in solchen Fällen einfach weg.«

Für Saarbrücken und das pleitegegangene Saraphon bedeutet dies, daß es ein Käuferpo-

tential gibt, das nicht ausgeschöpft wird. Ein Käuferpotential mit vielleicht veränderten Bedürfnissen. Eines, das zur richtigen CD auch noch ein passendes Konzertticket kaufen und vielleicht im gleichen Haus ein Sachbuch zum Konzert erwerben möchte. Dazu gehört ebenfalls, daß man sich über die Produkte auch im Internet informieren und gegebenenfalls dort bestellen kann. Das wäre die Idee eines Hauses der Musik – mit Synergieeffekten, wie sie beispielsweise bei unserem Nachbarn Frankreich oft und sinnvoll genutzt werden. Auch in Deutschland bewegt sich einiges.

»Gerade jetzt gibt es etliche Initiativen und durchaus erfolgreiche Kampagnen, die allerdings voraussetzen, daß sie vom Einzelhändler vor Ort auch umgesetzt werden. Und daran mangelt es vielerorts. Die Schuld nur im Internet und bei der Industrie zu suchen, wäre auf jeden Fall zu kurz gegriffen. Wer flexibel genug ist, sich frühzeitig veränderten Bedingungen anzupassen, akzeptiert, daß das Klientel und der Anteil am Markt kleiner geworden sind, und engagiert auftritt, hat auch heute

noch eine Chance, übrigens auch bei jüngem Publikum, das auf persönlichen Kontakt wertlegt«, sagt Marcus-Johannes Heinz.

Es war also mal eine zauberhafte Idee, die die schwer überschaubaren Klanglandschaften der musikalischen Welt erkunden und Kunden zugänglich machen wollte. Spät merkte sie, daß sich Welt und Käufer verändert hatten. Aber nach einigen Blessuren nahm sie den Kampf um die Zukunft auf und überlebte erst einmal. Der Musikmarketing-Manager Heinz schließt mit den Worten: »Von einem Sterben oder Niedergang des Fachhandels kann in der Musikbranche deutschlandweit gesehen zumindest heutzutage noch keine Rede sein. Etliche, zugegeben in strukturstärkeren Regionen beheimatete, erfolgreiche Fachhändler beweisen dies immer noch.«

Aber auch in Saarbrücken ist das letzte Wort über den CD-Fachhandel wohl noch nicht gesprochen. Für den 15. November hat gerade ein Sortiment der Neueröffnung eines Ladens angekündigt.



**DEUTSCHE
RADIO
PHILHARMONIE**
Saarbrücken Kaiserslautern
Chefdirigent: Christoph Poppen

**DAS GROSSE SINFONIEORCHESTER
DES SR UND SWR IM SAARLAND**
Abonnementkonzerte • Familienkonzerte • Künstlergespräche • Musikspielplatz

Karten und Informationen
SR am Markt | St. Johanner Markt 27 | 66111 Saarbrücken
Tel. 0681 | 9 880 880
www.deutscheradiophilharmonie.de

SR
SWR

strukturwandel – neues hören und sehen



gefördert durch das Netzwerk Neue Musik
ein Förderprojekt der Kulturstiftung des Bundes
Schirmherr: Ministerpräsident des Saarlandes, Peter Müller

Das auf vier Jahre angelegte Projekt *strukturwandel – neues hören und sehen* hat sich der ästhetischen, künstlerischen, musikalischen und pädagogischen Aufarbeitung des momentan bestimmenden Themas Strukturwandel im Saarland verschrieben. Es verfolgt dieses Ziel mit themenbezogenen künstlerischen und pädagogischen Projekten der Neuen Musik und verwandter Musik- und Performancestile. Das Projekt ist Teil des bundesweiten Netzwerks Neue Musik, das die Kulturstiftung des Bundes zur Vermittlung Neuer Musik initiiert hat.

strukturwandel – neues hören und sehen wird zudem gefördert vom Ministerium für Bildung, Familie, Frauen und Kultur Saarland, der Landeshauptstadt Saarbrücken, der Saarland Sporttoto GmbH, der Stiftung für Kunst, Kultur und Soziales der Sparda-Bank Südwest, der Kreisstadt St. Wendel, dem Mia-Münster-Haus, St. Wendel, von Arbeit und Kultur Saarland GmbH, der Union Stiftung sowie der Stiftung ME Saar.

Begehbare Märchen – eine intermediale Weihnachtsausstellung

30. November 2008 – 18. Januar 2009, Mia-Münster-Haus, St. Wendel

Ein Kooperationsprojekt von Hochschule der Bildenden Künste Saar, Hochschule für Musik Saar, Museum St. Wendel und Netzwerk Musik Saar
Projektleitung: Dr. Andreas Bayer, HBKsaar, Prof. Burkhard Detzler, HBKsaar,
Drs. Cornielieke Lagerwaard, Museum St. Wendel

Prinzessinnen und Riesen, Hexen und Zwerge, Wälder, Höhlen und Schlösser, Phantasien und Träume – Märchen bieten ein breites Spektrum von Erlebnismöglichkeiten für Kinder und Jugendliche, aber auch für Erwachsene. Studierende der Hochschule der Bildenden Künste Saar entwickelten Märchenwelten und phantastische Räume als sinnlich erfahrbare Ausstellungssituation.

Entstanden sind bei dieser Projektarbeit multimediale Rauminszenierungen und atmosphärische Erlebnisstationen, die als begehbare Illustrationen, Medienarbeiten oder interaktive Animationen durch das Zusammenwirken von Bildern und Klängen alle Sinne ansprechen. Eine eigens entwickelte Ausstellungsarchitektur, die sehend, hörend, tastend, gehend, kriechend und kletternd erkundet werden kann, macht Märchenmotive spielerisch erfahrbar.

Zusätzlich entwickelten Studierende der Elementaren Musikpädagogik an der Hochschule für Musik Saar besondere Musikführungen und Konzerte für Kinder.

Impro-Orchester

12. & 13. Dezember 2008, Hochschule für Musik Saar

In Zusammenarbeit mit der Jazz-Abteilung der Hochschule für Musik Saar
Konzeption: Claas Willeke, Stefan Scheib & Wollie Kaiser
Anmeldung: Stefan Scheib, Tel. 0681-9104092 | impro-orchester@web.de

Sie sind Schüler einer Musikschule? Musikstudent? Hobby-Musiker? Oder Profi? Und sie haben Spaß an der freien Improvisation oder möchten diese zusammen mit anderen erlernen und ausüben? Wir laden Sie ein zum Gründungsworkshop des Impro-Orchesters.

Unter der professionellen Anleitung von Dozenten der Jazz-Abteilung der Hochschule für Musik Saar erlernen Sie zunächst die Grundzüge der freien Improvisation anhand von Rhythmus, Klangfarbe, Dynamik. Diese Parameter verknüpfen Sie dann zu komplexeren Strukturen und entwickeln im Ensemble nach und nach eine eigenständige Sprache der musikalischen Kommunikation (z. B. durch Dirigieren, Handzeichen oder vereinbarte musikalische Zeichen). Sie werden Gelegenheit haben, Ihr Verständnis der freien Improvisation oder allgemein offener Strukturen zu vertiefen, indem Sie Konzepte von z. B. Alexander von Schlippenbach, Vinko Globokar, Cornelius Cardew, Barry Guy, John Zorn kennenlernen werden.

Erste Ergebnisse der Ensemblerbeit werden am 13. Dezember präsentiert, darüber hinaus einmal jährlich beim Saarbrücker Kulturmeilenfest. In Zusammenarbeit mit Musikschulen sind weitere Konzerte möglich.

DIE REDNER: Charles de Gaulle und Willy Brandt

6., 7., 8. Februar 2009, Alte Feuerwache, Saarbrücken

Europa als Vereinigung der europäischen Staaten und Völker wurde zwischen den Trümmern und angesichts der Greuel des Zweiten Weltkriegs geboren. Die persönlichen Erfahrungen mit dem Totalitarismus und der menschenverachtenden, martialischen Ideologie der Nationalsozialisten und das Leben im Exil haben das politische Wirken von Charles de Gaulle ebenso wie das von Willy Brandt geprägt. Trotz aller Unterschiede verbindet diese beiden Staatsmänner der Wunsch, dieses kriegeserfüllte Kapitel des europäischen Kontinents zu beenden und das erneute Aufstreben eines totalitären Regimes zu verhindern. Beide sind herausragende Vertreter des weltpolitischen Strukturwandels von der Bipolarität zur Globalität, der sich in der Zeit zwischen Kriegsende und der Öffnung des Eisernen Vorhangs vollzog.

Die Worte von Charles de Gaulle und Willy Brandt werden in der künstlerischen Arbeit **DIE REDNER** einander gegenübergestellt. Mit den Mitteln von Komposition, freier Improvisation und Live-Elektronik setzen sich **DIE REDNER** (sax, p, b, dr) mit den beiden Reden, ihrem Inhalt ebenso wie ihrem Duktus und der persönlichen Tonfärbung des Sprechenden auseinander. Die Musiker begleiten nicht einfach die Worte der beiden Redner, sie entwickeln eine musikalische Sprache, die auf ganz eigene Art und Weise Inhalte transportiert und so der expressiven Kraft des Sprechers ein gleichwertiges Gegenüber ist.

Saarbrücker Komponistenwerkstatt

11.–21. Mai 2009 im Rahmen von Mouvement Festival für Neue Musik 2009

Eine Kooperation von Deutscher Radio Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern, Saarländischem Rundfunk, der Hochschule für Musik Saar und Netzwerk Musik Saar

Im Mai 2009 wird zum sechsten Mal die »Saarbrücker Komponistenwerkstatt« stattfinden. Die Initiative gibt Komponistinnen und Komponisten deutschsprachiger Musikhochschulen die Möglichkeit, ihre Orchesterwerke durch die Deutsche Radio Philharmonie unter der künstlerischen Leitung von Johannes Kalitzke einstudieren zu lassen. Eine Auswahl der Werke wird dann im Rahmen des Festivals »Mouvement. Festival für Neue Musik« am 21. Mai 2009 um 20 Uhr im Großen Sendesaal des Saarländischen Rundfunks uraufgeführt. Das Konzert wird vom Saarländischen Rundfunk aufgezeichnet. Die »Saarbrücker Komponistenwerkstatt« ist kein Wettbewerb, sondern ein Workshop, in dem Komponistinnen und Komponisten an der Einstudierung ihrer Werke aktiv mitarbeiten und sie in einem öffentlichen Seminar vorstellen.

Zusätzlich zur Komponistenwerkstatt vergibt die Deutsche Radio Philharmonie an einen Komponisten aus dem Kreis der Preisträger einen Auftrag zum Thema »Strukturwandel«. Die Uraufführung wird die DRP spielen. Sie wird im Rahmen eines Studiokonzerts stattfinden und von einem Programm zum Thema begleitet, das von Schülern erarbeitet wird.

Mouvement im Schülerorchester

Eine Kooperation der Deutschen Radio Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern mit dem Saarländischen Schülerorchester und dem Ensemble L'Art pour l'Art

Die Deutsche Radio Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern hat den Komponisten Günter Steinke, Folkwang-Hochschule Essen, eingeladen, ein Stück für Laienorchester und Profiensembles zu schreiben. Als Partner (Laienorchester) konnte das Saarländische Schülerorchester (SSO) unter der Leitung von Ewald Becker gewonnen werden. Bereits im August 2008 wurde ein gemeinsames kurzes Stück, eine sogenannte »graphische Notation«, mit dem SSO unter Anleitung von Günter Steinke und dem Schlagzeuger Matthias Kaul vom Ensemble L'Art pour l'Art einstudiert. In einer zweiten Phase wird der Komponist das Werk fertig auskomponieren, das dann ab Anfang des Jahres 2009 unter Anleitung professioneller Musiker zusammen mit dem SSO und dem Ensemble l'Art pour l'Art (Schlagzeug, Gitarre, Flöte) einstudiert wird. Ein gemeinsames Konzert wird das Stück im Mai 2009 zur Uraufführung bringen.

Musikmaschine

Premiere: 19. Juni 2009, weitere Termine: 20., 21., 23. Juni
Saarländisches Staatstheater, Großes Haus

Komposition und musikalische Leitung: Ari Benjamin Meyers
Inszenierung, Bühnenbild und Kostüme: Jürgen Müller (La fura dels baus u.a.)
In Kooperation mit dem Landes-Jugend-Symphonie-Orchester Saar

Das Projekt *Musikmaschine* wird mit Jugendlichen der Region eine theatrale Odyssee unternehmen, die den Sound der Industriekultur in die heutige Zeit und in eine heutige Bühnensprache überträgt. Das Saarländische Staatsorchester wird gemeinsam mit den jungen Musikern des Landes-Jugend-Symphonie-Orchesters Saar eine Partitur zur Uraufführung bringen, die der amerikanische Komponist Ari Benjamin Meyers eigens für dieses Projekt komponiert. Er verbindet klassische Kompositionstechniken mit Clubmusik und Independent Pop. Auf der Bühne des Staatstheaters findet dazu eine Recherche über die Identität der jungen Performer statt, die von professionellen Bühnenkünstlern effektiv in Szene gesetzt wird. Bewegung, Stimmen, Rhythmus und Aktion werden authentisch eingesetzt und machen die Aufführung zu einem gemeinsamen Erlebnis von Zuschauern und Akteuren.

Ari Benjamin Meyers, geboren 1972, lebt seit 1996 in Berlin, wo er die Berliner Erstaufführung von Philip Glass' Oper *Einstein on the Beach* dirigierte. Seine Kammeroper *Nico. Sphinx aus Eis* wurde 2005 in der Kleinen Szene der Semperoper Dresden uraufgeführt.

Die szenische Leitung hat der Choreograph Jürgen Müller, der u. a. durch seine Arbeit für das katalanische Theaterkollektiv »La fura dels baus« bekannt wurde. Die Gruppe wurde 1979 als Straßentheatertruppe gegründet und gilt heute als eine der weltweit bedeutendsten Formationen für experimentelles Theater. Die Aufführungen der Truppe zeichnen sich vor allem durch eine kraftvolle, bisweilen provozierende Bildsprache, den Einsatz neuer Technologien sowie die aktive Beteiligung der Zuschauer am Geschehen aus.



»Was in Zeitungen steht, vergeht bald«

Ein Blick auf das Deutsche Zeitungsmuseum in Wadgassen zeigt, wie sehr Bismarck irrte

»Dahinter steckt ein kluger Kopf«. Dahinter? Gemeint war eine Zeitung. Gemeint war die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Härter und raffinierter als je zuvor werben Zeitungen heute um Kunden, um ihre Leser. Vom Zeitungssterben ist die Rede. Vom Anzeigenschwund. Vom Abonnentenmangel.

Vor allem die großen, die überregionalen Zeitungen, die »Weltblätter«, müssen ihre Kräfte bündeln, um den großen Herstellungsaufwand zu finanzieren. In unserer Zeit, die zunehmend durch elektronische Medien wie das Internet bestimmt wird, gerät das Monopol der Zeitungen zunehmend ins Wanken. Nach einer rund 400jährigen Geschichte ist die Zeitung in die Jahre gekommen. Sieht sich zunehmend dem Druck der neuen Medienvielfalt ausgesetzt. Muß über neue Konzepte nachdenken. Muß sich aus Tradition und Geschichte lösen. In Deutschland gibt es in verschiedenen Städten Zeitungsmuseen. Im Saarland in der Gemeinde Wadgassen. Doch in Person des SPD-Bürgermeisters Braun macht die dem Deutschen Zeitungsmuseum das Leben schwer. Seit Jahren wird um den

sogenannten Eingangsbereich, den Mittelbau des Abteihofs, gestritten, der Gemeinschaftseigentum von Zeitungsmuseum und Gemeinde ist, und dieser auch als Festsaal dient. Diesen Stein des Anstoßes will Bürgermeister Braun per Klage aus dem Weg räumen. Weg mit allem, was den Eingangsbereich als Museumsfoyer erkennbar macht, so die Forderung der Gemeinde. Damit wäre eines der interessantesten Museen des Saarlandes nicht mehr funktionsfähig. Wäre tot. Wäre im wahrsten Sinne des Wortes ein Opfer provinzieller Engstirnigkeit geworden.

»Wir machen ja hier kein Privatmuseum. Wir sind Staat. Wir gehören zur Stiftung Saarländischer Kulturbesitz und werden zu hundert Prozent vom Saarland finanziert. Alles, was hier passiert, geschieht mit Steuergeldern. Das ist kein Privatvergnügen von Ralph Melcher, von Frau Kramp-Karrenbauer oder mir.«

In einem Gespräch erläutert Dr. Roger Münch, Direktor des Deutschen Zeitungsmuseums, Aufgabenstellung, Ziele und Bedeutung seines Hauses.



Zeitungen nehmen für sich in Anspruch, meinungsbildend zu sein. Ist ein Museum wie dieses auch ein Museum der Meinungsbildung?

Auf jeden Fall! Das steht für uns ganz klar im Vordergrund. Meinungsbildung, vor allem die freie Meinungsbildung, die freie Presse. Deswegen ist z. B. das Thema Zensur respektive Pressefreiheit ein Punkt, der sich wie ein roter Faden durch die ganze Ausstellung zieht. Wir erleben es immer wieder, etwa bei den Olympischen Spielen in China, daß die Pressefreiheit nicht weltweit garantiert ist. Deswegen besteht eine Hauptaufgabe darin, darauf hinzuweisen, daß es, um sich eine eigene Meinung zu bilden, eine wesentliche Voraussetzung ist, daß Journalisten frei berichten dürfen – ohne Maulkorb. Das zieht sich seit dem 17., 18., 19. Jahrhundert durch die Geschichte der

Zeitung. Das Dritte Reich ist ein Beispiel dafür, wohin Zensur führen kann. Und das ist auch ein Anknüpfungspunkt zu anderen Medien. Wir versuchen ganz klar zu vermitteln, daß es Konkurrenzmedien zur Zeitung gibt – Radio, Fernsehen, Internet – und daß auch ganz sicher die elektronische Zeitung kommen wird. Von dort probieren wir immer einen Bogen zu spannen und haben auch deswegen die freie Meinungsäußerung als Mittelpunkt unserer Exponate gewählt.

Ist im Lauf der Jahre auch die Zeitung alt und grau geworden?

Klar, die Zeitung ist in die Jahre gekommen. Die Zeitung muß sich jetzt schon etwas überlegen, um sich gegen die Konkurrenz des Internets zu behaupten. Was ich aber noch als viel entscheidender ansehe, ist nicht nur die Konkurrenz des Internets, sondern auch die der mobilen Geräte, die die jungen Menschen immer mehr nutzen. Ich arbeite gerade an einem Artikel über das Thema »Zukunft der Zeitung.« Meine These ist, daß spätestens 2028 die Zeitung wie wir sie kennen – in gedruckter Form auf Papier – in großer Not sein wird, weil die jungen Menschen mehr und mehr mit Bildschirmen, mit Screens arbeiten. Dazu kommt eine Entwicklung, die noch viel stärker ins Bewußtsein kommen wird: das digitale Papier. Es sieht aus, als wäre es Papier, ist aber eine Art Folie, die mit elektronischen Kügelchen gefüllt ist. Ich habe solche Prototypen in Dänemark schon gesehen. Ich habe sie in der Hand gehabt. Wenn sie noch etwas perfekter werden und den Farbbereich stärker abdecken, könnte es durchaus sein, daß eines Tages jeder von uns – wie heute ein Handy – noch ein anderes Gerät hat, in der Größe vielleicht im A4- oder A5-Format, das direkt aus dem Netz seine Information im wahrsten Sinne des Wortes aufdruckt. Eigentlich ist das ein Druckverfahren. Der Vorteil ist, daß es sich nicht um einen Bildschirm handelt, der fortwährend Strom benötigt, sondern der nur einmal Strom braucht, dann, wenn die Daten übertragen werden. Sobald die Daten drauf sind, kann man abstöpseln. Bilder und Texte bleiben drauf. Dazu kommt, daß die Zeitungsverlage enorme Kosten sparen. Zur Zeit ist es so, daß Herstellung und Vertrieb die Hälfte der Herstellungskosten einer Zeitung ausmachen.

Auf jeden Fall muß auch die elektronische Zeitung gelesen werden. Wenn man aber hört, daß junge Leute immer weniger lesen, wenn man...

Das stimmt nicht. Die Jungen lesen schon. Nur: die lesen anders: das lineare Lesen, welches wir noch gelernt haben, sind sie eigentlich nicht mehr gewöhnt. Die springen von Themen zu Links und Hyperlinks, die springen genau so, wie sie im Internet springen, von A nach B. Ich habe selbst einen 15jährigen Sohn – wenn ich den Kerl beobachte, was der alles gleichzeitig macht. Sie telefonieren und sitzen am Rechner, schicken von unterwegs jede Menge SMS. Sie haben eine ganz andere Auffassungsgabe. Sie sind mit diesen Medien groß geworden. Von den jungen Leuten, die ich kenne, die jetzt in der Pubertät sind, liest kaum einer freiwillig eine der heutigen, traditionell gemachten Zeitungen.

Werden dann auch Fast-Food-Blätter wie Bild oder 20 Cent in die Bredouille kommen? Wird auch die Boulevardpresse in Nöte geraten?

Denen geht's genauso, weil es sich nur um ein Trägermedium handelt. Ich habe vorhin von diesem digitalen Papier gesprochen, das ist ein reines Trägermedium. Vor 15 Jahren wollte niemand so richtig glauben, daß außer Geschäftsleuten auch andere Menschen Handys haben werden. Mittlerweile haben Kinder Handys. Man kann es nachweisen, ich werde etwas darüber publizieren, es sind immer die vermeintlichen Fachleute, die sagen: Das kann nicht sein, das wird es nicht geben. In den siebziger Jahren, kurz vor meinem Studium, haben diese Fachleute immer gesagt: Buchdruck in Blei wird es immer geben, er wird immer eine Domäne bleiben. Da werden die Zeitungen draufgedruckt und Bücher. Anfang der achtziger Jahre kam der Photosatz, der Offset-Druck, und heute können Sie diesen Buchdruck im Museum bestaunen. Das ist gerade mal an die dreißig Jahre her. Und die Technik schreitet schnell vorwärts. Wir haben momentan einen Innovationszyklus von drei Monaten in der EDV-Branche. Alle drei Monate ändert sich das System. Gucken Sie auf Ihren Rechner, auf Software-Programme, die Ergänzungen, die Sie permanent kriegen. Es geht rasant. Deswegen glaube ich, haben auch Zeitungen wie die *Bild* oder *Blick* oder wie sie alle heißen, genau das gleiche Problem. Es handelt sich nur um Umformungen. Die

Menschen wollen allerdings irgend etwas in Händen halten. Der Vorteil von diesem digitalen Papier ist, daß es nicht aussieht wie ein PC, sondern eigentlich wie ein Stück Papier. Deswegen behaupte ich: Das wird die Zukunft der gedruckten Zeitung sein. Weil es eben aussieht wie eine gedruckte Zeitung. Alle diese Notebooks, PDAs und wie sie alle heißen, denen gebe ich keine Chance in bezug auf Zeitung. Es muß ein anderes Medium sein. Es ist leider momentan immer noch in den Kinderschuhen. Aber Sie wissen ja selbst: bei der CD – wie schnell das gegangen ist. Wer hat heute noch einen Schallplattenspieler? Die meisten kennen gar keine Schallplatten mehr, wie auch keine Schreibmaschine. Wir haben hier im Museum Schreibmaschinen stehen. Die jungen Leute, 15, 16 Jahre alt, die haben so ein Ding noch nie gesehen. Die kennen nur Laserdrucker. Selbst Matrixdrucker kennen sie schon nicht mehr, die lachen sich kaputt über Seiten mit Löchern an den Rändern, die wir früher noch einfriemeln mußten.

Nach dem, was Sie sagen, sind die Tage unserer guten alten Morgen- oder Abendzeitung gezählt. Sammeln Sie also möglichst viele Zeitungen unserer Tage, um sie für die Zukunft zu bewahren?

Ja, genau! Was für uns allerdings ein großes Problem für die Zukunft sein wird, wir nennen es »Collecting of the day«. Was soll ich denn heute sammeln? Wir sammeln Zeitungen. Aber in 20, 30 Jahren werden fast nur noch elektronische vorhanden sein. Was können wir an Exponaten unseren Besuchern in 40, 50 Jahren bieten? Meine jungen Kollegen, was wollen die machen, was sollen die sammeln? Dann sehe ich auch eine weitere Gefahr. Man sieht es zum Beispiel an der *Saarbrücker Zeitung*, die setzt jetzt schon auf verschiedene Pferde. Warum hat die *Saarbrücker Zeitung* einen Radiosender in der Gutenbergstraße installiert? Im Netz sind die sowieso alle. Warum macht der Chefredakteur Peter-Stefan Herbst – in Saar TV, glaube ich, ist es – auch Fernsehen?

Für mich als Historiker sind das Indikatoren, daß die Verantwortlichen genau wissen, wo es lang geht. Und all diese Verschmelzung heutzutage, die kriegen News – ich sage bewußt nicht Nachrichten – diese News, das sind doch Häppchen, die wir doch überall kriegen. Wenn man heute ins Internet geht,

hat man sofort so ein paar News-Häppchen. Wofür meiner Meinung nach Zeitungen sehr wichtig sind; das ist die regionale Berichterstattung. Meine Mutter zum Beispiel schlägt die Zeitung immer von hinten auf, weil sie sehen will, wer gestorben ist. Oder welche Sonderangebote die Supermarktketten haben. Für mich ist es, als jemand, der in einem relativ kleinen Land wie dem Saarland lebt, ganz wichtig: Wie gestaltet sich die Kulturpolitik hier im Land. Oder jetzt die regionale Geschichte mit unserem Bürgermeister, das sind Dinge, die uns alle interessieren. Die Leute lesen, was lokal passiert, was vor Ort los ist. Ich habe z. B. viele Anrufe gekriegt: »Ich war bei Euch schon im Museum. Warum will der Braun das jetzt schließen?« Oder leerräumen oder so. Für uns ist es sehr wichtig, daß, wie es heute in der Zeitung steht, der Konflikt mit dem Zeitungsmuseum Wadgassen nicht beigelegt ist.

Inmitten dieses Umfelds, wie sehen Sie die Aufgaben, die Sie mit dem Zeitungsmuseum erfüllen sollen?

Also unsere Hauptaufgabe ist, Lust zu machen auf Zeitung. Nur, ich sage immer: Zeitung ist der Oberbegriff. Wie die Zeitung aussieht, das ist etwas ganz anderes. Die ersten Zeitungen, die Sie vorhin erwähnt haben, vor 400 Jahren, das waren Blättchen A5. Dann irgendwann sind die A4 geworden, dann A3 und mittlerweile haben wir auch das nordische Format. *Die Zeit*, eine der größten Zeitungen weltweit, geht jetzt wieder zurück. Größe, Format und Papier einer Zeitung ändern sich immer wieder. Aber der Sinn und Zweck einer Zeitung ist der Inhalt. Vor allem Hintergrundinformation, Kommentare – und das haben wir, denke ich, schon dem Internet voraus. Ich sage »Wir« und meine die Menschen, die mit Gedrucktem, mit den Printmedien zu tun haben. Damit auch mit einer Form von Langsamkeit. Die Entdeckung der Langsamkeit ist für mich ein wichtiges Moment. Dazu kommt das Lineare, denn das ist überschaubar. Vor allem beim Qualitätsjournalismus. Da setzt sich ein Journalist hin und filtert aus einer Vielzahl von News ganz bestimmte Sachen heraus. So etwas möchte ich zeigen. Das ist, als ob ich in ein gutes Restaurant reingehe, und der Patron kommt und sagt: Heute habe ich das und das Menü, denn jetzt ist Spargelzeit, jetzt ist Spargel am besten – und Erdbeeren als Nachtisch.

So wie ich von dem Patron den Menüvorschlag erwarte, möchte ich auch von Journalisten, daß sie mir ein gutes Menü anbieten.

Noch einmal – sehen Sie das Zeitungsmuseum als Bewahrer von Zeitungskultur?

Bewahren ja, aber auch ein bißchen mehr. Ich möchte für die Printmedien generell PR oder Werbung machen. Nicht nur für Zeitungen, sondern auch für Zeitschriften, auch wenn wir Zeitungsmuseum heißen. Auch für Bücher, ich gehe da doch ein bißchen weiter. In diesem Sinn sehe ich unsere wichtigste Aufgabe darin, den Besuchern die Vergangenheit zu zeigen, natürlich auch das Gegenwärtige, und auch mal einen Blick in die Zukunft zu werfen: Wie geht es weiter? Deswegen machen wir auch themenorientierte Workshops oder veranstalten Vorträge, womit wir versuchen, Ausblicke zu geben. Wir haben einen Raum, in dem es um die Zukunft der Zeitung geht. Da ist nichts drin. Nichts zu sehen. Da fragen wir dann die Besucher: »Wie wird es weitergehen? Wie stellt Ihr Euch das vor?« Also, der Dialog mit dem Besucher ist für uns eine wichtige Sache.

Wie wichtig sind in diesem Dialog die jungen Besucher?

Die verschiedenen Arten von Besuchern, das ist ein ganz wichtiges Element unserer Arbeit. Welche Besucher habe ich denn? Es gibt für mich drei Gruppen von Besuchern: Das sind zum einen die Jogger, das sind die ganz schnellen, die rennen durch die Räume, dann die Spaziergänger, die sich alles ein bißchen intensiver angucken – und schließlich die Bildungstouristen, die ganz tief in die Materie einsteigen.

Sicher hat doch auch der Standort Wadgassen Einfluß auf die Besucherzahlen?

Der Standort, ja, dem muß man Rechnung tragen. Wir sind ja außerhalb der Metropole Saarbrücken, wir sind nicht oben am Schloß, wo vielleicht auch ein paar zufällige Besucher vorbeikommen, hier läuft keiner zufällig vorbei. Man muß gezielt hierher kommen. Neben den erwähnten drei Besucherarten gibt es noch die Gruppen, Erwachsenengruppen und Jugendliche. Bei den Jugendlichen ist es



so, daß das Thema Zeitung in den Lehrplänen der Schulen vertreten ist oder wie jetzt das Thema Papier, zu dem wir gerade eine Ausstellung vorbereiten, die bis Ende 2008 zu sehen sein wird. Auch das ist in den Lehrplänen. Mit so etwas muß man ganz früh anfangen. Möglichst schon im Kindergarten. Wir haben schon Wochen vorher achtzig Anmeldungen von Kindergärten gehabt, die zu uns kommen wollen. Nur wegen des Themas Papier. Ebenso Voranmeldungen von über hundert Schulklassen, weil sie gelesen haben: wir machen etwas zum Thema Papier. Der Bedarf an kulturhistorischen Ausstellungen ist vorhanden, vor allem wenn sie auch etwas mit den schulischen Themen zu tun haben. Wenn ich allerdings eine Robert-Capa-Ausstellung mache, so ist das nichts für Schulen. Die kennen den berühmten Magnum-Photographen nicht und Schwarz-Weiß-Photographie ist für die kein Thema. Aber Zeitung ist ein Thema: *Zeitung macht Schule*. Und wie gesagt, wichtig ist der Bezug zu den Kindergärten, wir fangen also ganz früh an. Die klopfen wir ab, bis zur Oberstufe. Studenten kommen nur ab und zu mal. Und dann gibt es eine große Lücke.

Übrigens für viele Museen. Leider. Es handelt sich um die 25- bis 50jährigen. Das sind die sogenannten No-Goes. Die gehen nicht ins Museum. Erst die 50-Plus, die kommen wieder.

Haben Sie eine Erklärung warum die 25- bis 50jährigen Museums muffel sind?

Die zwischen 25 und 50, das sind Leute, die Geld verdienen müssen, die im Job sind, die vielleicht gerade das Studium abgeschlossen haben, die erst mal gucken: Karriere, heiraten,



Familie, Kinder. Die haben keine Zeit, ins Zeitungsmuseum zu gehen. Die muß man schon mit ganz speziellen Themen locken – da gibt es auch den Unterschied zwischen Kunstmuseen und kulturhistorischen Museen. Kunstmuseen – Kunst läuft immer. Der Kollege Ralph Melcher hat in Saarbrücken mit Erfolg eine Picasso-Ausstellung gemacht. Mit Picasso kann jeder etwas anfangen. Da kann man sich hinstellen, die Bilder angucken, und sich daran erfreuen. Das ist eine ganz andere Art von Ausstellung und natürlich auch ein anderes Publikum. Wir haben leider die undankbare Aufgabe, Exponate zu zeigen, die per se nicht schön sind. Zeitungen sind einfach nicht schön, das ist ein Wegwerfartikel. Da wird auf dem Wochenmarkt der Fisch oder Salat eingewickelt. Wir müssen immer inszenieren, wir müssen eine Story um das Exponat bauen.

Um noch einmal auf junge Leute zu kommen: Wir ziehen die nicht zu uns ins Haus, weil sie alte Zeitungen ansehen sollen. Das wollen die nicht sehen. Die kommen, weil wir Aktionen mit ihnen machen: Papier schöpfen, setzen, drucken, zeichnen, basteln. Etwas Haptisches, etwas, bei dem sie auch mitmachen können. Anfassen und dadurch begreifen lernen. Damit locken wir die Schülerinnen und Schüler, natürlich auch die Lehrer. Wir machen keinen trockenen Frontalunterricht. Wir machen lebendiges Museum. Wir nennen es funktionierendes, arbeitendes Museum. Ein Projekt, das ich schon vor fünfundzwanzig Jahren in Mannheim kennengelernt habe und das heute immer noch funktioniert. Heutzutage kann man kaum noch irgendwo wirklich sehen, was da passiert. Wer heute eine Führung durch die Saarbrücker Zeitung macht, sieht Menschen am PC sitzen, sonst nichts. In der Druckerei sieht man eine riesige Maschine, die Lärm macht, und hinten die Zeitung ausspuckt.

Wer zu uns ins Zeitungsmuseum kommt, erlebt im wahrsten Sinne des Wortes das Zeitungsmachen. Wir haben hier zum Beispiel eine alte Linotype.

Eine der gewaltigen Maschinen für Bleisatz. Um die kümmert sich jemand, der selber an so einem Ding gearbeitet hat. Wartet sie. Führt sie vor. Da kann man einfach nur zusehen oder auch mal anfassen, auf den Tasten schreiben und selbst einmal so eine Zeile aus Blei gießen und sie noch warm in die Hand nehmen.

Unser Ansatz ist: Wir machen kein Museum für die drei Prozent Bildungsbürger, sondern wir machen ein Museum, vergleichbar der *Saarbrücker Zeitung*, die ja auch eine Zeitung für jeden macht, für alle die Zielgruppen, die ich vorhin genannt habe. Wir müssen für alle etwas bieten. Darum machen wir auch regelmäßig Sonderausstellungen. *50 Jahre Bravo* war einer unser größten Erfolge. Wir hatten knapp 9000 Besucher. Bei einem Standort wie dem unsrigen ist das viel. Ganz im Gegensatz zur Robert-Capa-Ausstellung, das war vom Besucherzuspruch her eine unserer schlechtesten Ausstellungen. Trotzdem werde ich auch solche Ausstellungen immer wieder machen. Wir müssen auf den Massenbedarf schauen und etwas dafür finden, aber auch schöne, kleine, anspruchsvolle Ausstellungen machen. Wie eben Capa oder Schadeberg. Das war auch eine sehr schöne Ausstellung, Bilder aus Südafrika von Jürgen Schadeberg. Hinzufügen möchte ich noch, die Quotenbringer, das sind die Schulklassen. Wenn die nicht wären, hätten wir vorneweg 15.000 Besucher weniger im Jahr. Wir sind eine Bildungseinrichtung. Ein außerschulischer Lernort, wie es im Museumsdeutsch heißt.

Sie sprachen eben kurz vom Standort des Museums. Warum ist das Deutsche Zeitungsmuseum ausge-rechnet in Wadgassen eingerichtet worden?

Es ist schade, daß wir an diesem Standort sind, zumal wir jetzt Probleme mit dem Bürgermeister haben. Der Standort basiert auf einer politischen Entscheidung. Das Haus des Abteihofes Wadgassen, aus Steuermitteln für museale Zwecke restauriert, stand lange leer. Da war dann einfach ein Gebäude und eine Sammlung vorhanden. Ursprünglich waren mal zwei Museen im Gespräch. Eines für Buch- und Druckkunst. Ein anderes als Zei-

tungsmuseum. Und es war Geld da. Ebenfalls unterstützt von der *Saarbrücker Zeitung*, hat man einfach gesagt: Bevor man nach Saarbrücken geht, was mir als Museumsmann besser gefallen hätte, geht man halt nach Wadgassen.

Eine häufig gestellte Frage: Sie hätten einen Wunsch frei, was würden Sie sich in bezug auf das Museum wünschen?

Einen fliegenden Teppich. Auf diesen fliegenden Teppich das Haus draufsetzen und von Zeit zu Zeit den Standort wechseln, weil es meiner Meinung nach viel zu wenig Zeitungsmuseen gibt. Ich fände es gut, wenn es an mehreren Orten derartige Museen geben würde. Wir haben zwar viele Druckmuseen in Deutschland, in vielen Bundesländern gibt es sogar mehrere Druckmuseen, die sich allerdings nicht wehtun. So fände ich es gut, wenn in Mainz, Berlin oder Hamburg und München jeweils Zeitungs-, Presse- oder Zeitschriften-Museen entstehen würden. Man kann diese Idee nicht weit genug tragen. Ganz konkret gibt es die Initiative von einem Kreis von Verbänden, die unter dem Dach des Staatsministers für Kultur angesiedelt ist. Eine Initiative, die »Nationale Initiative Printmedien« heißt und die Wichtigkeit der Printmedien dokumentieren und durch ganz Deutschland tingeln soll. Ich arbeite gerade an einem Exposé dafür. Ob es realisiert wird, wissen wir noch nicht. Wir denken an eine pfffige Ausstellung, entweder auf einem Schiff oder in einem Zug. Damit kommen Sie an fast alle Orte. Mit dem Schiff wäre es in bezug auf Saarbrücken schwierig.

Es gab vor zwei Jahren einmal ein Ausstellungsschiff zum Thema *Kommunikation*. Das hätte ich auch gerne in Saarbrücken gehabt. Dann haben mir die Kollegen gesagt, bis wir vom Rhein über die Mosel mit allen Schleusen per Schiff in Saarbrücken ankommen, vergeht viel Zeit. In bezug auf die Schiffswege liegen wir ein bißchen abseits.

Noch ein zweiter Wunsch?

Wenn ich noch einen zweiten Wunsch hätte, würde ich gerne aus dem Deutschen Zeitungsmuseum ein europäisches machen. Wir liegen hier so ziemlich im Zentrum Europas.

Es gibt in Krefeld ein Europäisches Zeitungsmuseum. Das ist zwar eine tolle Privatsammlung, aber nicht öffentlich zugänglich. Hier an der Schnittstelle Deutschland, Frankreich, Luxemburg und damit eigentlich auch Belgien und den Niederlanden, wenn man will auch noch der Schweiz, hier fehlt so etwas. Es gibt nur sehr wenige Zeitungsmuseen im Ausland.

Ein mehrsprachiges Museum?

Ja, wir müßten alles mehrsprachig machen. Englisch, französisch, deutsch, was allerdings kein Problem wäre. Wir müßten natürlich ein ganz neues Konzept entwickeln.

Im Museumsbetrieb sollte man sowieso alle sieben oder acht Jahre Überlegungen anstellen, was man im nächsten oder übernächsten Jahr an Neukonzeptionen macht. Nach zehn Jahren kann man ein Museum einfach nicht mehr sehen. Das ist so eine magische Zahl: nach zehn Jahren muß man ein Museum ausräumen, was Neues machen und wieder eröffnen. Die Sehgewohnheiten ändern sich, die Themen ändern sich. Unserem Stiftungschef Ralph Melcher habe ich gesagt, daß wir in spätestens drei oder vier Jahren neu denken müssen. Das wäre eigentlich eine gute Gelegenheit zu sagen: Wir erweitern das Deutsche Zeitungsmuseum und machen ein europäisches daraus. Das ist natürlich Zukunftsmusik. Das Saarland ist ein armes Land. Wir müssen jetzt hier ein paar tausend Bergleute in irgendeiner Form versorgen. Da gibt es bestimmt sehr viele die sagen: Bevor wir wieder Millionen in Museumsprojekte stecken, geht anderes vor. Da ist die Kultur mal wieder Stiefkind.

Für die Saarbrücker Hefte Georg Bense

Das Deutsche Zeitungsmuseum in Wadgassen ist dienstags bis sonntags 10–16 Uhr geöffnet. Montags geschlossen. Führungen nach Voranmeldung. (Gruppen ab 8.30 Uhr nach Anmeldung möglich.)

Zwischen Glück und Zukunftsangst

Wie es um die saarländische Verlagsszene bestellt ist

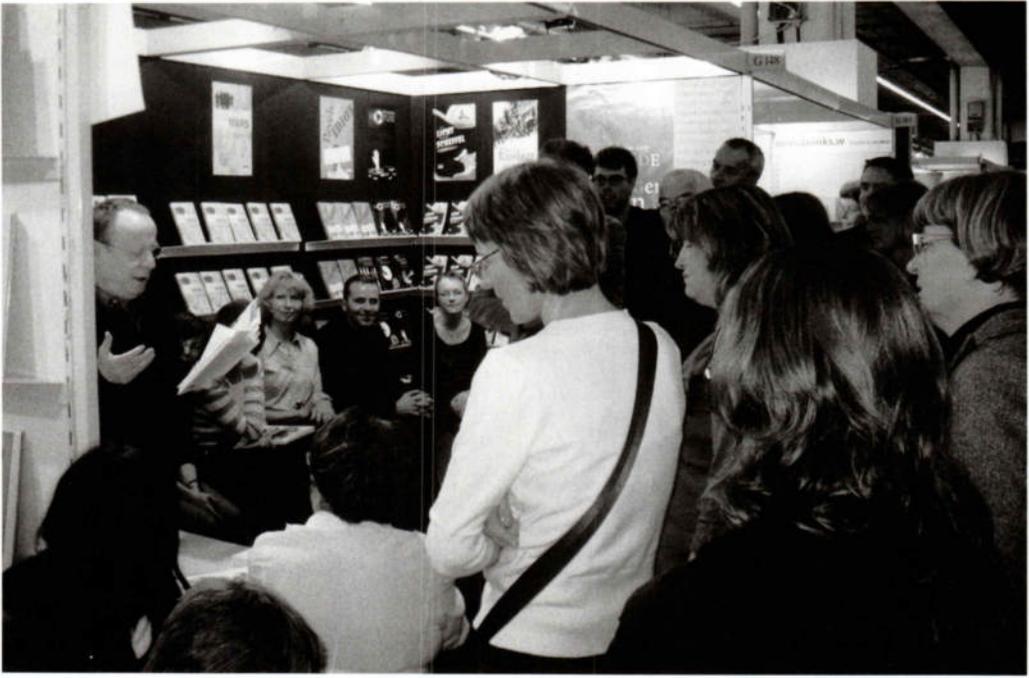
Von Anke Schaefer

»Jammern? Tu ich nicht«, sagt Roland Buhles und lacht. Dazu sei er viel zu optimistisch. Dem Conte-Verlag, den er mit seinem Kompagnon Stefan Wirtz vor sieben Jahren gegründet hat, gehe es jedes Jahr ein Stückchen besser. »Sowohl, was die Qualität, als auch, was den Verkauf betrifft, steigern wir uns«, sagt Buhles und kann das belegen: 2007 hat er doppelt so viele Bücher verkauft wie 2006. »Diesen Sprung müssen wir natürlich jetzt verteidigen und ausbauen, und das wird uns auch gelingen.« Optimismus verpflichtet. Der Conte-Verlag setzt auf zwei Standbeine. Einmal auf regionale Geschichten und Reiseliteratur und dann auf das, was Buhles die »anspruchsvolleren« Titel nennt (wobei er natürlich der Region den Anspruch auf keinen Fall absprechen will). Unter letztere Rubrik fällt etwa das Buch von Sinasi Dikmen *Integrier Dich Opa*. Das sei gehobene Unterhaltung, sagt Buhles, sprachlich interessant. Dikmen hatte das vorletzte Buch bei Piper verlegt, das Neue aber dann im Sommerurlaub geschrieben, dann wollte er es schnell auf dem Markt sehen, und da konnte der Conte-Verlag helfen. Denn schnell zu reagieren, das ist eine seiner Stärken: Buhles und Wirtz sind Eigentümer einer kleinen Druckerei, die Maschinen standen also bereit, fehlte nur der Text und los ging's. Und dann wurde *Integrier Dich Opa* prompt zu einem der Renner auf der Buchmesse. Dikmen ist nicht nur Türke, sondern auch Kabarettist und hat sich schon in den achtziger Jahren als einer der ersten auf humoristisch-satirische Weise mit dem Türkischsein in Deutschland auseinandergesetzt. Und da das Gastland auf der Buchmesse die Türkei war, paßte das also genau. Aber auch ein anderes Buch aus der »anspruchsvollen Ecke« des Conte-Verlags wurde auf der Buchmesse interessiert aufgenommen: *Die Legende von den traurigen Seen* von Itamar Levy, einem

Israeli, der dieses Werk schon 1990 in seinem Heimatland veröffentlicht hat. Jetzt ist es von zwei Saarländerinnen übersetzt worden.

So weit so gut, aber schwierig für den kleinen Saarbrücker Conte-Verlag ist es natürlich, übers ganze Jahr hinweg mitzureden, im Konzert der großen, lauten, überregionalen Stimmen. Immer wieder stellt Buhles fest, daß er durchaus die richtigen Bücher im Programm hat. Zum Beispiel war in jüngster Zeit das Thema »Familie« ganz groß in den Feuilletons. Den Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt etwa gewann Tilman Rammstedt mit seinem Text *Der Kaiser von China*. Das ist eine Beziehungsgeschichte zu einem Großvater, und eine solche, sagt Roland Buhles, hätte er doch auch im Programm, »sogar besser geschrieben!«. *Verwandte auf dem Mars* heißt besagtes Buch von Markus Imbsweiler. Jedoch: Wenn man Verleger und Inhaber eines kleinen Verlages in Saarbrücken ist, dann hat man kaum einen Werbeetat und kann es eben trotz ansehnlicher Verkaufszahlen nicht so einfach in die überregionale Welt tragen, das Gute, das man anzubieten hat. Würde Buhles also lieber woanders hinziehen? Pause, lange Pause. Schwierige Frage. Die Lebensqualität in Saarbrücken bestehe halt eben, meint er, und es gebe doch auch immerhin ein Alleinstellungsmerkmal, mit dem man von hier aus Furore machen könne: die Grenzlage. »Wir stellen natürlich schon heraus, daß wir kompetent für französische Themen sind, und das glaubt man uns bundesweit auch.« Aber sonst... »Naja, wenn ich könnte«, sagt Buhles, »würde ich nach Berlin ziehen. Denn da passiert es. Hier passiert es halt nicht.« Aber trotzdem, er wird hier nicht wegziehen, zumindest klingt es nicht so ... Und nachdem die Buchmesse 2008 so gut gelaufen ist, ist der Optimismus ja auch weiterhin berechtigt. An die Juroren





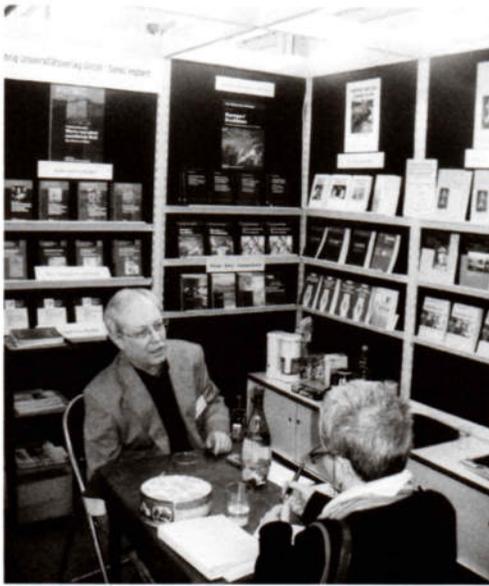
in Klagenfurt hat Buhles übrigens einen Brief geschrieben und ihnen das Buch von Markus Imbsweiler ans Herz gelegt: »Lest doch mal rein«. Vielleicht hilft das ja.

Standortunabhängige Strategie: Der Röhrig-Universitätsverlag

Auch für Werner Röhrig ist die diesjährige Buchmesse gut gelaufen. Sein Universitätsverlag präsentiert sich seit über 20 Jahren dort und ist in Wissenschaftskreisen sehr bekannt. Die Reihe »Kunst und Gesellschaft« und insbesondere die Bücher über den Schriftsteller, Maler und Filmemacher Peter Weiss haben die Messebesucher dieses Jahr angelockt. »Die Messe ist einfach notwendig«, erklärt Röhrig, »da treffe ich die Leute, die ich sonst das Jahr über nicht sehe.« Und wie für Conte, so ist auch für den Röhrig-Verlag das gesamte Jahr 2008 gut gelaufen. Er ist in St. Ingbert ansässig, aber wenn das Saarland für die anderen hier ansässigen Verlage einen Standortnachteil mit sich bringt, gilt das für den Röhrig-Verlag nicht. »90 Prozent unserer Bücher verkaufen wir außerhalb des Saarlands«, sagt Werner Röhrig. »Wir haben uns bewußt auf die wissenschaftlichen Publikationen spezialisiert, weil man da eben völlig standortunabhängig

ist.« Die hiesige Buchhändlerszene sei ja sehr dürftig, meint er mit vernehmbarer Geringschätzung in der Stimme, das sei auch kein Wunder, weil die Absatzzahlen hierzulande so niedrig seien.

Doch regionale Bücher kaufen die Saarländer immer wieder gerne. Deshalb setzt auch der Röhrig-Universitätsverlag auf regionalgeschichtliche Themen, zum Beispiel ist Eberhard Wagners Buch *Marpingen und der Kreis St. Wendel unter dem Hakenkreuz* einer der aktuell erfolgreichsten Titel. Allerdings lasse sich da wiederum feststellen, sagt Verleger Röhrig, daß so ein Buch im Saarland zwar in Marpingen und St. Wendel verkauft werde, aber etwa in Homburg schon nicht mehr. Innerhalb des kleinen Saarlandes interessieren sich also die Menschen offenbar nur für das, was direkt vor ihrer Haustür stattfindet oder stattgefunden hat. Ein schwieriger Markt. Oft komme dagegen Resonanz aus dem Rest der Republik, »wo dann die saarländischen Bücher als solche mit »exemplarischem Charakter« wahrgenommen werden«. Und wichtig seien natürlich auch die Bestellungen von Universitäten aus Übersee, die ein bestimmtes Budget für den Einkauf von deutschsprachiger Wissenschaftsliteratur haben und dann auf Vorschläge der Verleger gerne eingingen. Alles in allem also auch hier ein zufriedener saarländischer Verleger, der mit seinen jährlich 30 Neuerscheinungen, die er in



mehr als 25 Buchreihen und Jahrbüchern verlegt, seine Nische erfolgreich gefunden hat.

Nach schweren Zeiten wieder auf Deck: Der Gollenstein-Verlag

Wer allerdings in den vergangenen Jahren das schnörkelige kleine »g« des Gollenstein-Verlags auf der Buchmesse suchte, der wurde nicht fündig. »Wir haben unsere ganze Arbeitskraft gebraucht, um Bücher herauszubringen«, erklärt Alfred Diwersy sein Fehlen in Frankfurt. Der Gollenstein-Verlag ist vor kurzem von Blieskastel nach Merzig umgezogen und hat schwere Zeiten hinter sich. Es gab personelle Querelen und finanzielle Engpässe, aber jetzt soll es wieder aufwärts gehen. 1993 hat Diwersy den Gollenstein-Verlag gegründet, denn, so sagt er, das Saarland habe einfach einen Verlag gebraucht, der Bücher sorgfältig herausbringe und sie auch »aus der Region heraus« verkaufe. Der Verlag setzt vor allem auf Autoren aus dem Saarland, aber auch aus Luxemburg, Lothringen und dem Elsaß. Natürlich ist da auch Reiseliteratur dabei, und der Renner im Programm ist mit einer Auflage von 10.000 Exemplaren der Band *Tour de Kultur*, in dem Autoren von SR 3 Saarlandwelle neue, kulturell interessante Ziele in der Großregion empfehlen. Was außerdem gut nachgefragt wird, sind regionale Kochbücher (z. B. von Thomas Reinhard *Das Saarland kocht – Rezepte, Restaurants, Ratschläge*,

ein Buch in Anlehnung an eine Serie der *Saarbrücker Zeitung*), aber auch »ganz normale« Belletristik gehe manchmal gut, sagt Diwersy und nennt als Beispiel *Das Morgenland ist weit. Die erste Motorradreise vom Rhein zum Ganges*, ein Buch, das bereits in der vierten Auflage bei Gollenstein vorliegt, von Oskar Kröher, einem der Kröher-Zwillinge. Und nun komme bald ein Buch des Berliner Franzosen Jean Picaber heraus über Nicolas Sarkozy und die Beschleunigung der Politik. Das spreche ja durchaus für den Verlag, daß jemand wie Picaber, der als Auslandskorrespondent für die französische Tageszeitung *Le Figaro* in Berlin arbeite, sich Gollenstein ausgewählt habe.

Und während es früher für Diwersy und sein Team oft Schwierigkeiten gab, angekündigte Bücher auch wirklich zeitnah herauszubringen, sei die Produktion jetzt, seit der Verlag in den Räumen der Merziger Druckerei sein Domizil gefunden habe, viel zuverlässiger geworden. Aber kämpfen müsse man trotzdem, fügt Diwersy nachdenklich hinzu und ist damit der einzige dieser drei saarländischen Verleger, der das so klar ausspricht. Wichtig sei, daß die Bücher gut in den großen, überregionalen Tageszeitungen besprochen würden. Denn auch der Gollenstein-Verlag leistet sich keinen Werbeetat. Wenn Alfred Diwersy zurückblickt, dann ist er zwar durchaus zufrieden mit dem, was der Gollenstein-Verlag tun konnte, um regionale Autoren zu fördern. In 15 Jahren hat er über 400 Bücher verlegt. Aber nach einer Pause meint er: »Wir überleben, aber es erfordert viel Mühe. Was andere mit Geld erreichen, das müssen wir mit Gedanken und Überzeugungskraft erreichen.« Und wie ist es da zu beurteilen, daß sich Gollenstein und Conte auf diesem kleinen saarländischen Markt nun Konkurrenz machen? »Ich sehe Conte nicht als Konkurrenz«, sagt Diwersy, »klar, als wir in Schwierigkeiten waren, da hat Conte davon profitiert. Aber eigentlich wäre es besser, wenn es in der Region noch viel mehr Verlage gäbe. Denn wir müssen immer wieder Autoren abweisen.« Je mehr Verlage es gebe, desto besser gehe es der Literatur. Und um die ist es im Saarland nicht eben zum Besten bestellt. Viele der großen Autoren sind schon in die Jahre gekommen, junge wachsen kaum nach. »Es wäre förderlich, wenn da mehr passieren würde«, meint Diwersy und man hört, daß es ihm ernst ist.

Gesammelte Gedächtnislücken

Die *Saarbrücker Hefte* feiern ein Jubiläum, und so langsam komme auch ich in ein Alter, um ganz allmählich mit dem systematischen Sammeln von Gedächtnislücken zu beginnen. Ich schaue sie mir genau an, betrachte sie von allen Seiten und ordne sie dann nach Unwichtigkeit, oder nach Wichtigkeit, je nachdem aus welcher Richtung man guckt. Wenn ich welche doppelt habe, tausche ich sie gegen tiefergelegte Erinnerungen oder gucke ins Internet.

Wie war das damals 1989? Irgendwas Wichtiges ist da passiert. Muß im November oder um den Dreh gewesen sein. Irgendwas Epochales. Die Welt tickte irgendwie anders danach. Wenn ich mich richtig erinnere ...

Das Kokettieren mit der eigenen Vergeßlichkeit steigt mit zunehmendem Alter und eröffnet viele neue Möglichkeiten. In Wahrheit weiß ich sehr gut, daß um diese Zeit die erste Ausgabe der »neuen« *Saarbrücker Hefte* erschienen ist, zweifellos ein einschneidendes Ereignis und für alle Beteiligten, selbst für mich, ein unvergeßliches Erlebnis, ein nicht zur Neige gehendes Linsengericht, das alle Erbsenzähler blaß aussehen ließ.

Wikipedia erklärt den Zeitschriftenbeginn so: »Der Begriff der »Zeitschrift« etablierte sich um 1750, zuvor wurde der französische beziehungsweise englische Begriff »Journal« verwendet. Genauso variationsreich wie das heutige Zeitschriftenspektrum waren auch die Anfänge der Zeitschrift. Sie entwickelte sich aus den unterschiedlichsten Vorläufern: den Flugschriften und Flugblättern, den Streitschriften, den Relationen und Meßrelationen, Avisen und Chroniken.«

Die *Saarbrücker Hefte* mußten sich nicht etablieren; es gab sie bereits seit 1955. Gelesen habe ich sie aber vor 1988 nie. In besagtem Jahr ist ebenfalls ein Jubiläumsheft erschienen, die Nummer 60. Der Gründer und langjährige Schriftleiter Dieter Heinz, im Hauptberuf Denkmalpfleger der Landeshauptstadt Saarbrücken, wurde pensioniert und wollte die Redaktion in jüngere Hände legen. Ich griff zu, andere auch.

Die *Saarbrücker Hefte* wollten und mußten neu erfunden werden. Dazu brauchten wir über ein Jahr, denn die ehrenamtliche Redaktion bestand aus einem variationsreichen Spektrum von Flugschrift- und Flugblattschreibern, von Relationisten und Meßrelationisten (was immer das ist), von Avisendenkern und Chronikschreibern, namentlich Anne Heckeler, Hans Horch, Eberhard Knödler-Bunte, Till Neu, Waltraud Schiffels (damals noch Walter), Henny Schmittner-Alger, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Bernd Schulz, Reinhard Wilhelm und mir.

Weiterlesend in Wikipedia erfahre ich, daß die erste deutschsprachige Zeitschrift (1689) einen Titel hatte, der die wöchentliche Redaktionsarbeit der 300 Jahre später erscheinenden *Saarbrücker Hefte* einigermaßen treffend beschrieb: *Monatliche Unterredungen einiger guter Freunde von allerhand Büchern und anderen annehmlichen Geschichten*. Die Erinnerung verklärt so manches. Wir hatten durchaus annehmliche Redaktionssitzungen zu höchst unannehmlichen Themen. Wir hatten zweifellos aber auch unannehmliche Diskussionen zu Themen, die ich inzwischen geflissentlich vergessen habe.

Wir hatten Wein und Käse. Das erleichterte die Orientierung. Den heutigen Redakteuren dürfen wir uns als wahre Pioniere des Zeitschriftenmachens präsentieren, haben wir doch,

bewaffnet mit Schere, Fixogum und Rechenscheibe, das Layout noch eigenhändig geschnippelt und geklebt. Die Endredaktion unterlag der Macht der Schere, nicht der Schere im Kopf, sondern der Schere in der Hand des Layouters. War der Artikel zu lang, habe ich einige verzichtbare Passagen weggeschnitten. Selbst die Autoren, die sonst um jedes Wort bis aufs Messer gestritten haben, haben diese chirurgischen Eingriffe höchst selten bemerkt. Daß nun die 100. Ausgabe dieser dilettantisch gemachten und völlig unprofessionellen Kulturzeitschrift erscheint, ist ein echter und bedeutender Skandal. Während alle anderen Redaktionen am gleichen Strang ziehen: die öffentlich-rechtlichen Rundfunksender, die Tageszeitungen, die Wochen- und Monatsmagazine, die Hochglanz-Kulturzeitschriften, die vor Geld platzen und deren Layout es inhaltlich mit jeder Werbeanzeige aufnehmen kann ... – sie alle arbeiten konsequent und mit höchster Professionalität an der Niveauminimierung.

Aber dazu reicht es bei den *Saarbrücker Heften* nicht.

Dirk Bubel

Arnfried Astel – zum Fünfundsiebzigsten

Nachträglich

Arnfried Astel ist in diesem Sommer 75 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlaß drucken die *Saarbrücker Hefte* sechs von rund 3000 seiner Gedichte, die auf seiner Website (www.zikaden.de) abgerufen werden können.

Die Erinnerung
ist ein Duft, Feuer, ruchbar
im Verborgenen.

Die Dinge
sprechen mich an, stumm
wie Götter.

Das macht nichts,
wenn du mich verläßt.
Ich geh mit.

ZIKADEN umsingen
die Insel der Toten.

MEIN Vater,
mein Sohn,
ihr schleift mich
durchs Leben.

Sprachlos poetisch
dreht sich das Mobile noch
über dem Schläfer.



»Als wir zwanzig waren, hatten wir niemand zum schlafen als den Tod, und der Tod war eine, die mit jedem ging.« Der Schrecken des Krieges war eine Erfahrung, die den Dichter Werner Reinert, Jahrgang 1922, Zeit seines Lebens begleitete. Reinert war Soldat in Rußland und Italien. In der Schlacht um das Kloster Montecassino wurde er verwundet und verschüttet.

Ein lebenslanges Trauma, das immer wieder nach Worten verlangte und in vielen Metaphern seine Dichtung prägte. »Unter den Toten / senkt sich die Waage. / Ihre Nacht / macht dich schwer.« Reinert, zweifellos einer

der bedeutenden Dichter des Saarlandes, blieb Anerkennung in seiner Heimat zu Lebzeiten weitgehend versagt. Kein Kunstpreis würdigte sein Werk. Daß er beim Referendum auf der Seite von Johannes Hoffmann gestanden hatte, war ein dauerhafter Makel. Erst Mitte 2004 widerfuhr dem Vergessenen postum, er war 1987 in Berlin gestorben, eine würdige Gerechtigkeit. *Einmal war die Erde Obr*, 2004 herausgegeben von den Autoren Dirk Bubel und Hermann Gätje, vereint den größten Teil von Reinerts Werk in einem Sammelband. Doch immer wieder stößt man auf weitgehend Unbekanntes.

Die Unschuldslüge

Sie sagen:

Die Zahl ist nicht die Zahl.
Die Nacht ist nicht die Nacht
Das Land ist nicht das Land.

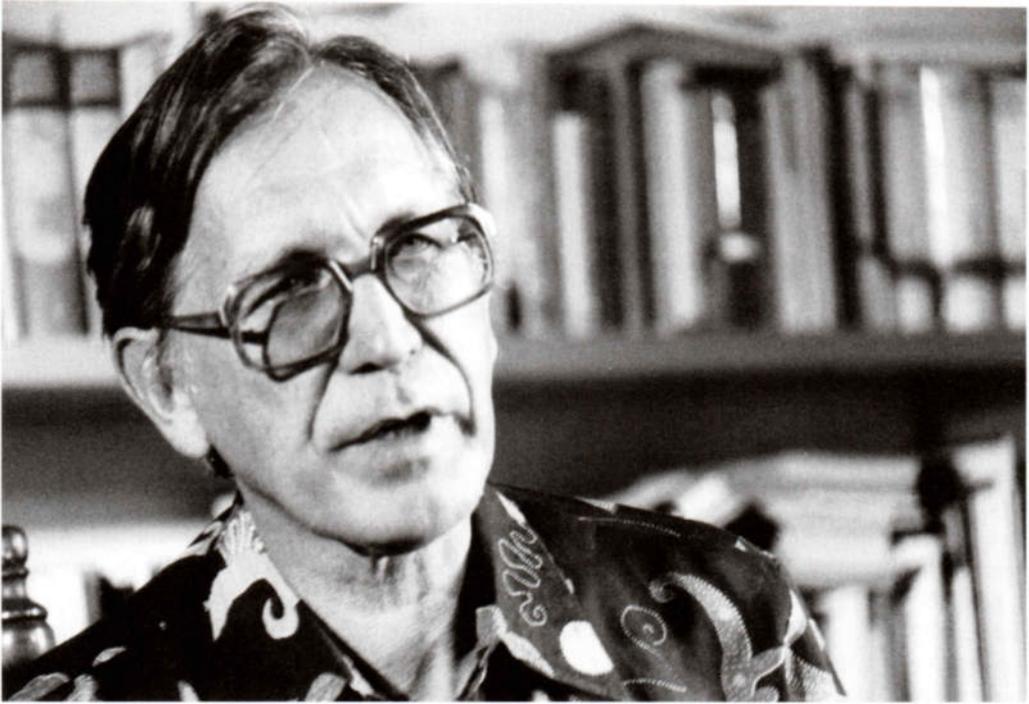
Sie sagen:

Die Öfen sind nicht die Öfen.
Die Körper sind nicht die Körper.
Der Rauch ist nicht der Rauch.

Aber die Zahl ist die Zahl.
Die Nacht ist die Nacht.
Das Land ist das Land.
Die Öfen sind die Öfen.
Die Körper sind die Körper.
Der Rauch ist der Rauch.

Tag des Baumes

Nach jeder Hinrichtung
pflanzten die Freunde
einen Baum.
Mit der Zeit
wurde das Land
aufgeforstet.



Heldentod

Er lag am Zaun
vor den geköpften Sonnenblumen.
Einer leerte ihm die Taschen.
Einer zog ihm die Stiefel aus.
Einer brach ihm die Erkennungsmarke durch.

Die Mauer

Versperrt die Wege,
die zur Freiheit führen.
Im Gras
die Spuren dunkler Flucht.
Das Totenmal
ragt um verwelkte Stirnen,
und eine Hand
schreibt unbekannte Namen
auf das Holz.
In hohem Flug
zieht eine Wolke
heim nach Süden.
In ihrem Schatten
ahnst du der Mauer
dichtestes Geheimnis:
die Risse
unter dem geweißten Kalk.

Grenzgang

Über die Grenze gehen,
nachts in ein anderes Land,
wo an den Wänden
kein Bild des Herrschers klebt.

Über die Grenze gehen,
nachts in ein anderes Land,
wo nicht das eigene Kind
den fremden Besucher verrät.

Über die Grenze gehen,
nachts in ein anderes Land,
wo Schritte vor der Tür
kein Zeichen für das Ende sind.

Nicht über die Grenze gehen.



»Le francique, c'est moi!«

Zur Sprachsituation in Lothringen

Von Cornelia Zelinsky-Wibbelt

»Tout?« fragte mich offensichtlich damals, bei einem meiner ersten Einkäufe in Stiring-Wendel, der Händler im kleinen Zeitungsladen, als ich ein französisches Magazin auf den Tresen legte. »Oui«, antwortete ich, das sei alles, in der Vermutung, es handele sich um einen regionalen französischen Akzent, der das »t« am Ende des Wortes deutlich hörbar macht, legte ein paar Francs hin und wollte mit dem Heft gehen – worauf der Händler eine Tüte zückte, und das Heft einpackte. Ich war als eine aus dem Reich ins Saarland Zugewanderte einfach nicht auf das Fränkische in Lothringen vorbereitet.

Das Fränkische im SaarLorLux-Raum

Regelmäßig wird der Sommerbeginn in Saarbrücken mit den *Perspectives* eingeleitet. Das deutsch-französische Festival der Bühnenkunst, das in diesem Jahr zum einunddreißigsten Mal gefeiert wurde, ist Ausdruck des deutsch-französischen Kulturaustauschs par excellence. Im dazu erschienenen Programmheft würdigt der Senator des Départements Moselle, Philippe Leroy, in einer Laudatio die Kontinuität der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, die durch dieses Festival ermöglicht und manifest geworden sind und die ihre Vitalität den Institutionen und Kulturträgern beider Länder zu verdanken hätten, wodurch sie zum Zusammenwachsen Europas beitragen. Er ermuntert die diesseits und jenseits der Grenze lebenden Besucher des Festivals, auch nach der gemeinsam erlebten Kultur Grenzgänger zu bleiben.

Kultur gemeinsam erleben heißt aber auch, eine gemeinsame Sprache zu sprechen. Wie ein Blick ins Programm bereits zeigt, präsentieren sich die Künstler in den beiden Landessprachen Deutsch und Französisch, während bei weitem nicht alle Besucher beider Sprachen mächtig sind. Theoretisch ließe sich die Kultur auch in einer gemeinsamen Sprache er-

leben, denn jenseits der Grenze findet man im östlichen Lothringen und im Krumpfen Elsaß Sprecher einer dem im Saarland gesprochenen mosel- und rheinfränkischen Dialekt verwandten Sprachvarietät. Es ist das Fränkische, eine jahrtausendealte Sprachfamilie, die ihren Namen, ebenso wie die französische Republik, dem Zusammenschluß germanischer Stämme zum Volk der Franken und der Siedlungstätigkeit fränkischer Volksstämme seit dem 5. Jahrhundert zu verdanken hat. Seit dieser Zeit hat sich die germanische Sprachvarietät der Franken mit der romanischen Sprache und Kultur vermischt. Das bis heute als mitteldeutscher Dialekt beiderseits der Grenze erhalten gebliebene Fränkische hatte sich sogar als Schrift- und Amtssprache in Lothringen etabliert, bis es 1750 durch den lothringischen Herzog verboten wurde.

Fränkisch wird aber nicht nur diesseits und jenseits der Grenze zwischen dem Saarland und Lothringen gesprochen. Der Tonfall erschallt nordwärts der Mosel, an Saar und Rhein bis in den Frankfurter und Düsseldorf-Raum und ist im gesamten Großherzogtum Luxemburg sowie in den angrenzenden Gebieten Belgiens zu hören, auch wenn er dem geographischen und kulturellen Wandel entsprechend changiert.

Es sind aber nicht nur die gemeinsamen ethnischen und sprachlichen Wurzeln, die Menschen in der Region, die heute mit dem Kürzel SaarLorLux bezeichnet wird, verbinden. Es ist auch die wechselvolle Geschichte dieses Grenzraums. Seit dem 17. Jahrhundert haben sich Deutschland und Frankreich wechselseitig die Vorherrschaft über diese sprachlich-kulturelle Einheit verschafft, wobei die luxemburgische, saarländische und lothringische Bevölkerung ein Wechselbad von Französisierung und Germanisierung erdulden mußte. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 ging der nordöstliche, größtenteils deutschsprachige Teil Lothringens im Reichsland Elsaß-Lothringen auf, bis es 1918 im Friedensvertrag von

Versailles wieder an Frankreich zurückfiel und – außer während der deutschen Besatzungszeit im Zweiten Weltkrieg – einer vehementen Französisierung unterworfen wurde.

Gemeinsame Wurzeln, eine gemeinsame Geschichte, dazu gehört auch die Geschichte der Montanindustrie, die im Saarland wie in Lothringen und Luxemburg die gleichen Industriedenkmäler entstehen ließ. Die gemeinsamen Bodenschätze waren die Ursache dafür, warum im Dreiländereck seit Ende des 18. Jahrhunderts die Schloten rauchten. Fördertürme, die heute nicht mehr in Betrieb sind, kennzeichnen die Landschaft als einstiges Zentrum der Industrialisierung gemeinsam mit den stillgelegten Eisenhüttenwerken und Hochöfen und den inzwischen bewaldeten Kohlehalden. Dennoch spricht man drei verschiedene Landessprachen im SaarLorLux-Raum (Deutsch, Französisch und Luxemburgisch), wobei das Luxemburgische eine Varietät des fränkischen Dialekts ist, der auch in Lothringen und im Saarland gesprochen wird, und der in Luxemburg seit 1983 als Amtssprache anerkannt und kodifiziert ist. So wie heute in Luxemburg die Dreisprachigkeit als Selbstverständlichkeit institutionalisiert ist, wurde sie auch in Lothringen und im sogenannten Krummen Elsaß bis in die fünfziger Jahre von der Bevölkerung praktiziert und gepflogen, bis die auf Einsprachigkeit abzielende französische Sprachpolitik schließlich die Hartnäckigkeit des fränkischen Dialekts und des Hochdeutschen in die Knie zwang.

Und trotzdem, auch heute ist diese Dreisprachigkeit noch zu hören. Wenn sich die Menschen diesseits und jenseits der Grenze treffen, schwätzen Lothringer wie Saarländer Platt, wenn sie nicht Französisch oder Hochdeutsch sprechen. Und es herrscht ein reger Grenzverkehr, in beiden Richtungen. Die saarländische Küche profitiert von den Spezialitäten, die gerne und häufig auf den lothringischen Wochenmärkten und in den Lebensmittelgeschäften eingekauft werden. Saarländische Konditoreien wetteifern um die Geheimnisse der französischen Pâtisserie: nicht nur Petits Fours, sondern auch Osterfours, Éclairs, die Apfeltarte und sogar das typische Pièce Montée werden angeboten. Das Gasthaus Woll auf den Spicherer Höhen ist eine Institution für diejenigen Saarbrücker, die die unverfälschte Atmosphäre authentischer französischer Bistrotküche genießen möchten.

Der französische Chic bedient sich gerne der niedrigeren deutschen Preise der Prêt-à-Porter, und so stimmt sich in der Saarbrücker Innenstadt besonders am Wochenende, vor Weihnachten und zum Schlußverkauf ein starker französischer Tonfall ein. Der Handel hebt auf die Zweisprachigkeit seiner Kundschaft ab. In saarländischen Kaufhäusern ertönen die Durchsagen zweisprachig. Französische Supermärkte und Handwerker schalten deutschsprachige Werbung in den Medien. Es gibt einen regen Grenzverkehr von arbeitenden Grenzgängern in beiden Richtungen, aber die meisten Grenzgänger zieht das Großherzogtum an, wodurch das Fränkische als luxemburgische Amtssprache auch für Lothringer in jüngster Zeit wieder an Bedeutung gewinnt.

Mehrsprachigkeit in Frankreich

Wie sonst ließen sich die sprachlich-ethnischen Gemeinsamkeiten besser bewahren als durch diese kulturellen und sozio-ökonomischen Bedingungen? In einer Zeit des Friedens könnte Frankreich stolz sein auf seine vielfältigen sprachlichen Wurzeln, auch auf seine lange germanische Sprachtradition, die vor allem durch seine jahrhundertedauernde gesellschaftlichen Beziehungen und politischen Auseinandersetzungen mit England in Vokabular und Grammatik starke Spuren hinterlassen haben und so die französische Sprache zur germanischsten aller romanischen Sprachen geprägt haben. Frankreich könnte sich seiner überaus reichhaltigen sprachlichen Vielfalt rühmen. Mit seinen zahlreichen, sprachtypologisch so gegenläufigen bis hin zu exotischen Regionalsprachen übertrifft es die Mehrsprachigkeit des Nachbarstaats Schweiz um ein Mehrfaches, und dennoch tritt man dort in den multilingualen Kantonen den gegebenen kommunikativen Bedürfnissen wesentlich professioneller gegenüber.

Die französische Sprachpolitik

Die französische Sprachpolitik läßt sich von der wirtschaftlichen Notwendigkeit und den gesellschaftlichen und sprachlich-kulturellen Realitäten nicht beeindrucken. Der sprachlichen Heterogenität der französischen Bevölkerung zum Trotz ist die Académie Française

um die sprachliche Uniformierung in Frankreich bemüht. Als Folge der französischen Revolution sollten im 19. Jahrhundert zunächst im Zeichen der Demokratisierung die verschiedenen Dialekte geopfert werden. Erst im Jahre 1951 wurden mit dem Loi Deixonne das Baskische, Okzitanische, Bretonische, Katalanische und Korsische erstmals als Regionalsprachen anerkannt. Der vom deutschen Sprachtyp abstammende elsässische und der fränkische Dialekt haben sich bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges als häufig dem Französischen überlegene Muttersprachen behauptet. Als dann Lothringen wieder zu Frankreich gehörte, sind die deutschen Sprachvarietäten in der Schule und in den Medien verboten und als unterentwickelte Kommunikationskulturen diskriminiert worden. Mit Erfolg, denn die Stigmatisierung der Sprache führte zu ihrer Verdrängung. Dort, wo Mundarten ihren Ursprung haben, in der familiären Erziehung, schämte man sich ihrer Konnotationen und mied sie bewußt. So mußten das Elsässische und das Fränkische bis zum Wahlsieg der Sozialisten zu Beginn der achtziger Jahre warten, um im Rahmen der Anerkennung ethnischer und sprachlicher Verschiedenheiten überhaupt als Regionalsprachen Frankreichs nominiert und im Zuge dessen allmählich als Unterrichtssprachen zugelassen zu werden. Während dieser Unterricht im Elsaß allerdings institutionalisiert wurde, geschah dies in Lothringen nur punktuell und auf freiwilliger Basis. Als Argument schützt man heute noch die Heterogenität der bis zu sieben bis acht verschiedene räumliche Varietäten umfassenden Sprachgemeinschaft vor. Die sozialistischen Bemühungen der achtziger Jahre standen im Zeichen der Dezentralisierung und wurden von der ökologischen Bewegung in der Bevölkerung unterstützt, die sich besonders in der Literatur und der Musik manifestiert hat.

Auch in der Verfassung der fünften französischen Republik würden die Regionalsprachen durch das Loi Toubon, das auf den in der zweiten Amtsperiode des Staatspräsidenten Mitterrand unter der rechten Regierung Balladur amtierenden französischen Kultusminister Toubon (1993–95) zurückgeht, nicht berücksichtigt. Anstatt die Regionalsprachen als Platt anzuerkennen und auferstehen zu lassen, läßt dieses Gesetz die Regionalsprachen verstummen, es macht sie platt. Alle öffentlichen Kommunikationsformen müssen sich der

französischen Sprache bedienen. Dies betrifft sämtliche Unterrichtsformen, private Verträge sowie die Medien, in denen zu 70 Prozent französische Popmusik vertreten sein muß, und schließlich alle wissenschaftlichen Kommunikationsformen. Ein einsprachiger Unterricht in einer nicht französischen Regionalsprache wird nicht finanziert und sogar verboten. Den europäischen Einheitsbestrebungen zum Trotz und der integrativen Rolle, die die SaarLorLux-Region durch ihre interkulturellen und dreisprachigen Wurzeln in Europa spielen könnte, diametral entgegengesetzt, entziehen sich die französischen Institutionen diesen Bemühungen. Und so stehen die sozio-ökonomischen Kräfte zwar der französischen Sprachpolitik entgegen, und die sprachlich-kulturellen Wurzeln lassen sich nicht restlos entfernen. Das Ziel der sprachlichen Uniformierung wird so zwar in Frage gestellt, zu verhindern vermögen diese Widerstände es aber nicht. Eine Sprache, die nicht als Unterrichtssprache anerkannt, geschweige denn institutionalisiert ist, muß um ihr Überleben kämpfen.

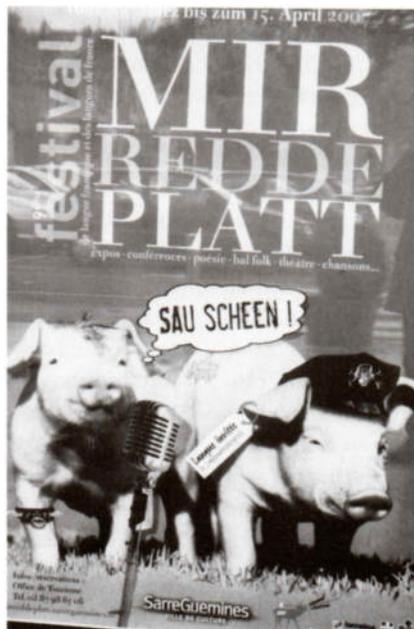
Frankreich gehört zu den wenigen Ländern der Europäischen Union, die die europäische Charta zum Schutz der Regional- und Minderheitensprachen zwar, wie alle Mitgliedsstaaten, 1999 unterschrieben, aber nicht ratifiziert haben. Weil in der Verfassung der französischen Republik Französisch als Amtssprache deklariert ist, werden die in den europäischen Bemühungen für Regional- und Minderheitensprachen festgeschriebenen Sprachregelungen für verfassungswidrig gehalten. Damit entzieht sich der französische Staat förmlich einer gesetzlichen Bindung an die Sprachbewahrung, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis die letzten Reste des in Lothringen gesprochenen fränkischen Dialekts ausgestorben sein werden.

Der amtierende Staatspräsident Nicolas Sarkozy hat sich vor seiner Wahl dezidiert zur Kontinuität dieser französischen Sprachpolitik bekannt. Als Vertreter der konservativen Partei UMP hat er, ganz im Gegensatz zu seiner sozialistischen Rivalin Ségolène Royal, eine historisch-vergleichende Expertise auf europäischer Ebene, die die französischen Regionalsprachen neben der Landessprache anerkennt, abgelehnt. Auf der Internetseite der Partei weist er jegliche durch diese Politik implizierte Diskriminierung von sich und wehrt sich dagegen, daß die europäische Behandlung von

Regionalsprachen dem Zusammenwachsen Europas förderlich sei. Französische Regionalsprachen seien keine europäische Angelegenheit, sondern eine innere, die die Identität der französischen Nation betreffe, über die niemand sonst als diese selbst angemessen zu verfügen vermag und hat. Wer allerdings sonst als die übergeordnete Institution der Europäischen Union kann Fragen von solchen grenzüberschreitenden Phänomenen wie Regionalsprachen regeln? Und es war schließlich nicht die französische Bevölkerung, sondern die Gesetzgebung, die sich für die neue französischsprachige Identität der lothringischen Bevölkerung entschieden hat. Dem Diktum *L'État c'est moi* entsprechend nimmt so auch Sarkozy für sich in Anspruch, das in Lothringen gesprochene Fränkische von den in den benachbarten Ländern gesprochenen fränkischen Varietäten zu trennen, und leugnet damit die natürlich gewachsene interkulturelle Kommunikation zwischen den Sprachräumen.

Die lothringische Regionalsprache des Fränkischen wird seit den ersten Bemühungen der französischen Republik um die Anerkennung der Regionalsprachen mit dem Loi Deixonne ausgegrenzt und ist heute, obwohl im Jahre 1982 als solche erstmals nominiert, immer noch nicht offiziell als Unterrichtssprache anerkannt.

Die Verfassungsänderung, mit der nunmehr die französischen Regional- und Minderheitensprachen zum kulturellen Erbe der Nation erhoben worden sind, und der, entgegen den von der Académie Française verfochtenen Prinzipien, am 22. Mai dieses Jahres alle Parteien der französischen Nationalversammlung zugestimmt haben, ist in dieser Angelegenheit nur ein Lippenbekenntnis. Denn im Gesetz bleibt Französisch weiterhin als Nationalsprache festgeschrieben. Damit bleibt es fragwürdig, ob sich die Position Frankreichs gegenüber der europäischen Charta ändern wird. Die französische Kulturministerin Christine Albanel ist konform mit der von Sarkozy geäußerten



Meinung über die Unantastbarkeit dieses Gesetzes. Solange es keine einheitlichen und verbindlichen Sprachregelungen für die Regional- und Minderheitensprachen in Frankreich gibt, werden die notwendigen förderlichen Maßnahmen für den fränkischen Dialekt in Lothringen weiterhin auf der Strecke bleiben. Die Verantwortlichen scheinen nicht zu erkennen, daß sie mit dieser französisierenden Sprachpolitik heute paradoxerweise genau das Gegenteil erreichen. Mit dem Mangel an regionaler Identität,

dem Verlust der sprachlich-kulturellen Wurzeln, wird im Rahmen der Globalisierung der weiteren Anglizifizierung Tür und Tor geöffnet.

Paradoxerweise bestätigt nichts besser als die fränkische Sprachvarietät in Lothringen die von Sarkozy geäußerte Plattitüde, daß Sprache die Identität der betroffenen Bevölkerung aufs Intimste berühre. In der Tat definiert der Mensch seine soziale Identität wesentlich über die Sprache, denn Werte und Verhaltensmuster einer Gemeinschaft anzunehmen heißt, sie zu verstehen und zu kommunizieren. Schließlich entspricht die Sprache dem Verhaltenscode, über den sich Menschen am einfachsten und am meisten konsolidieren und gegeneinander abgrenzen. Und so haben die Sprecher des deutschsprachigen Lothringen den Wehen der Geschichte zum Trotz aus ihren kommunikativen Bedürfnissen heraus das Fränkische als Alltagssprache nicht nur aufrechterhalten, sondern ihre Arbeitersolidarität damit derart gestärkt, daß es für die zahlreichen Immigranten, die seit den Zwanzigern bis in die sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts dort einen Arbeitsplatz fanden, selbstverständlich war, diese Sprache zu erwerben, um an der Arbeits- und Lebensgemeinschaft teilzuhaben. Ehemals die Sprache der Kohle- und Hüttenindustrie, ist das Fränkische heute zum Wegbereiter für Grenzgänger geworden, die in Luxemburg einen Arbeitsplatz suchen.

Die Folgen der Französisierung in Lothringen

Die gemeinsamen sozio-ökonomischen Bedingungen im SaarLorLux-Raum waren der wesentliche Motor, mit dem die Sprecher ihren Dialekt und ihre soziale Identität über die nationalen Grenzen hinweg solange geteilt und erhalten haben, wie diese wirtschaftlichen Voraussetzungen gegeben waren. Mit dem Stilllegung der Kohlegruben und der Hochöfen in Lothringen seit den siebziger Jahren ist auch die Solidarität zwischen den Sprechern zunehmend einer gesellschaftlichen Zersplitterung und Desorientierung gewichen, und die gemeinsame Sprache ist ihrer alten gesellschaftlichen Funktion als Mittel der Vereinigung und Stärkung einer ethnisch und sprachlich heterogenen Gemeinschaft mehr und mehr beraubt worden, wodurch sie auch ihre eigentliche Triebkraft verloren hat. Da hat es die Sprachpolitik leicht, ihre Ziele der Französisierung und die damit verbundene Stigmatisierung der deutschen Sprachvarietät im lothringischen Raum durchzusetzen. Die Identifizierung mit dem Fränkischen wich allmählich dem Gefühl der sozialen Verzweiflung und Minderwertigkeit bis hin zu ihrer Preisgabe über die sprachliche Entwurzelung der nachfolgenden Generation. Die Kinder lernen Französisch als Muttersprache und erwarben so, ganz d'accord mit der französischen Staatsraison, eine neue Identität als vollwertige Franzosen.

Und dennoch, es gibt noch kommunikative Beziehungen im fränkischen Sprachraum diesseits und jenseits der Grenze. Es ist erstaunlich und bezeichnend zugleich, daß die französische Entsprechung des fränkischen Dialekts im lothringischen Raum erst in den siebziger Jahren mit der Benennung des »Francique« geprägt worden ist. Diese Initiative ist nicht zuletzt den aktiven Sprachpflegern und Heimatvereinen zu verdanken und ist ein deutliches Zeichen für den Wunsch, die verlorene Identität wiederzugewinnen; sie hat auch dazu beigetragen, das sprachliche und kulturelle Bewußtsein wieder aufleben zu lassen und zu stärken. Im Raum Freyming-Merlebach und um Thionville herum trifft man auf zweisprachige Straßenschilder. Der Dialekt erfährt seit den siebziger Jahren in der Literatur, im Kabarett und im Chanson eine wahre Renaissance. Viele Lehrer engagieren sich freiwillig,

um das Fränkische zu unterrichten. Es fehlt aber eine institutionalisierte Ausbildung im Studium, auch wenn an den Universitäten ein zunehmendes Interesse an wissenschaftlichen Veranstaltungen wie Tagungen und Kolloquien zu beobachten ist. Seit seiner Gründung im Jahre 1968 ist der René-Schickele-Kreis* um die Verbreitung und Institutionalisierung des Fränkischen und Elsässischen in Kultur und Bildung bemüht. Die junge Generation ist sich ihrer sprachlichen Entwurzelung bewußt und nimmt den Deutschunterricht freudig an. Aber wie soll eine Mundart erlernt und erhalten bleiben, wenn sie zu Hause nicht gesprochen wird?

Die rückläufige Quote an deutsch-lothringischen Muttersprachlern ist nicht zu leugnen. Die lothringische Bevölkerung ist in zwei Sprachgemeinschaften gespalten: die Alten beherrschen den Dialekt als Umgangssprache, während von der jungen Generation mit zunehmender Schulbildung das Deutsche eher als Schriftsprache in seiner hochdeutschen Varietät erworben wird. Aber auch hier ist die Tendenz der allgemeinen französischen Entwicklung entsprechend rückläufig.

Anmerkung

- * Die René-Schickele-Gesellschaft, Culture et Bilinguisme d'Alsace et de Moselle (Kultur und Zweisprachigkeit im Elsaß und Lothringen), Strasbourg, setzt sich im Geiste des deutsch-französischen Schriftstellers für kulturelle Zusammenarbeit und Zweisprachigkeit sowie für die Regionalsprachen ein.

Literatur

- Ingrid Dautermann, *Sprachkontakt in der Lorraine Romane. Eine lexikalische Studie zur Infiltration französischer und germanischer Elemente*, Wien 1995.
- Claude Hagège, *Ne méprisons pas les langues régionales*, www.lexpress.fr, 16. 4. 2007.
- Henriette Walter, *Honni soit qui mal y pense. L'incroyable histoire d'amour entre le français et l'anglais*, Paris 2001.
- Marielle Rispaïl, *Le Francique. De L'Étude d'une Langue Minorée à la Socio-Didactique des Langues*, Paris 2003.



Der konkrete Charme der verweigeren Anpassung

Beobachtungen zur saarländischen Polizeigeschichte 1947–1955. Eine Ehrenrettung

Von Wilfried Busemann

Knüppel frei! – Rette sich, wer kann! Im kollektiven Gedächtnis der saarländischen Bevölkerung ist seit mehr als fünf Jahrzehnten ein weitestgehend negatives Bild der saarländischen Polizei aus der frühen Nachkriegszeit unvergessen, welches überwiegend geprägt wurde von der prodeutschen Siegerpropaganda seit 1955 eines Heinrich Schneider, Hubert Ney oder Kurt Conrad. Viele Zeitgenossen erinnern sich an die Bilder während des Generalstreiks der Einheitsgewerkschaft vom Februar 1955, als berittene, schwer bewaffnete Polizei gleichsam wie die zaristische Kavallerie auf wehrlose, friedlich demonstrierende Arbeiter einprügelte. Bekannt sind ebenso die »Bilder der Gewalt« von den schweren Krawallen im Spätsommer 1955 zwischen prodeutschen Gegnern der Regierung Johannes Hoffmann und dem einer enthemmten Soldateska gleichenden Saar-Bataillon; eines dieser Fotos brachte es bis in den *Spiegel* und fand damit bundesweite Verbreitung.

Reizworte wie »Saarbataillon« oder »P6«, das berühmte Kürzel für die berüchtigte Politische Polizei, provozieren sofort schroffe, mißbilligende Reaktionen bei Zeitzeugen. Diese berichten von in Ledermäntel gekleideten, mit Schlapphüten getarnten Gestapo-ähnlichen Gestalten, und davon, wie eben diese Saar-Gestapo frühmorgens arglose, unbescholtene, selbstverständlich treudeutsch gesinnte Demokraten aus ihren Wohnungen abholen und in finsterste Gefängnisse verschleppen, um sie dort brutalstmöglichen Verhören zu unterziehen. Am autoritären Charakter des autonomen Saar-Staates gibt es nicht den Hauch eines Zweifels, bei den erwähnten Pressefotos handelt es sich keineswegs um Manipulationen. Dennoch ist es bemerkenswert, in welcher Form und Intensität die damaligen Zeitgenossen heute von den Ereignissen und ihren Erfahrungen mit der Polizei sprechen. In inzwischen zahlreichen Gesprächen im Zusammenhang mit der saarländischen Gewerkschaftsgeschichte bestätigen alle Zeitzeugen,

wenn sie darauf angesprochen werden, den repressiven Polizeistaats-Charakter. Aber immer nur aus zweiter Hand, es handelt sich höchst selten um authentische, persönliche Erinnerungen.

Einige Quellenfunde im 1997 mikroverfilmten Nachlaß von Edgar Hector geben Anlaß, die angedeuteten Erinnerungsschablonen bezüglich der saarländischen Polizeigeschichte zu relativieren.

Wer war Edgar Hector? Hector war nach Johannes Hoffmann der meistgehaßte Mann der autonomen Zeit, weil er seit 1948 als Minister des Inneren und damit als Chef der verschiedenen saarländischen Polizeiabteilungen fungierte und mithin verantwortlich gemacht wurde für die diversen tatsächlichen und vermeintlichen Polizeiübergriffe. Daß Hector nicht gerade ein Demokrat in Reinkultur war, möge nur ein Beispiel erhellen: Nur für den Dienstgebrauch erstellte geheime Polizeiberichte zur Überwachung der Sozialdemokratischen Partei des Saarlandes, SPS, dem Koalitionspartner im Regierungskabinett, überläßt Hector seiner eigenen, der Christlichen Volkspartei, CVP, zur politischen Analyse und Gegner-Beobachtung; CVP-Mitglieder werden als Spitzel in sozialdemokratische Parteiveranstaltungen eingeschleust, ihre Berichte landen später bei der Polizei zur weiteren Bearbeitung und Veranlassung.

Bei dem Nachlaß handelt es sich nicht nur – wie zu erwarten wäre – um persönliche und private Papiere Hectors, sondern um den Kernbestand der Ministeriums-Akten, den Hector am Wochenende der Abstimmung vom 23.10.1955 in einer Nacht- und Nebel-Aktion mit Hilfe des französischen Geheimdienstes und der Katholischen Kirche in Sicherheit bringen ließ. Der noch amtierende Minister befürchtete zu Recht, das zum Teil damals hochbrisante Material könne gegen pro-französisch orientierte Beamte und Parteifreunde verwendet werden. In diesen Akten finden sich neben vielen anderen Angaben et-

liche Informationen zum Dienstalltag der verschiedenen Polizei-Abteilungen und Behörden, deren selbst flüchtige und rasche Lektüre ein anderes Licht auf die Geschichte wirft und vielleicht die Chance ergibt, das oben entworfene negative Bild zu korrigieren bzw. andere Schwerpunkte zu setzen und schließlich andere Fragen an die Geschichte zu stellen.

Im Mittelpunkt der ersten Beobachtungen stehen die bereits zu einem relativ frühen Zeitpunkt, nämlich Frühsommer 1951, auftretenden internen Schwierigkeiten bei der politischen Überwachung der prodeutschen Opposition. So bemängelt Landespolizeipräsident Lackmann in einem vertraulichen Rundschreiben vom 22. 6. 1951 an die Dienststellenleiter die unzureichende Qualität der Ermittlungsergebnisse und der Berichte zu politischen Versammlungen. Lackmann hat den Eindruck, daß manche Vollzugsbeamte mit den prodeutschen Umtrieben sympathisieren. In einem Bericht zur Überwachung der SPS-Unterbezirks-Delegierten-Konferenz Merzig vom 24. 8. 1952 schreibt ein Kriminalbeamter: »Unterzeichneter konnte der Versammlung nicht beiwohnen, da es sich um eine geschlossene Versammlung gehandelt hat. Die Informationen wurden vertraulich von Versammlungsteilnehmern in Erfahrung gebracht«. Unterschrift: unleserlich. Sollte diese Polizeiüberwachung aus zweiter Hand so stattgefunden haben, erklärt dieser Bericht die von Lackmann geübte Kritik. Gleichsam die Karikatur einer Observation bietet der Überwachungsbericht der Landeskriminalpolizei, Außenstelle Völklingen, vom 10. 8. 1952, als ein Kriminalassistent am Ende seines Textes über den Parteitag des SPS-Unterbezirkes Völklingen seine Arbeitsbedingungen folgendermaßen, eventuell nicht ganz ironiefrei beschreibt: »Bis um 11.45 Uhr konnte die Versammlung notdürftig von der Toilette aus überwacht werden. Nach dieser Zeit war dies jedoch nicht mehr möglich, da laufend die SPS-Mitglieder zur Toilette kamen, von welchen viele den Unterzeichneten kannten.« Vermutlich aus der Feder eines P6-Spitzels stammt ein Überwachungsbericht zur SPS-UBDK in Neunkirchen am 24. 8. 1952 mit dem völlig widersinnigen Satz: »Wie schon einmal berichtet, kommt die prodeutsche Opposition hauptsächlich aus den Kreisen ehemaliger Emigranten.« Die Absurdität dieser Behauptung springt jedem Zeitgenossen im

Sommer 1952 gleichsam ins Auge. Schließlich wird zu dieser Zeit »der Emigration« pauschal unterstellt, der separatistische Knecht der Franzosen zu sein, kurzum: schändliche Landesverräter, aber niemals aufrechte, prodeutsche Opposition! Wie kommt es zu einer solch krassen Fehleinschätzung – oder handelt es sich hier um eine gezielte Desinformation, die jeder sofort erkennen soll, deren Fadenscheinigkeit also gewollt ist?

Die zitierten Quellen erlauben widersprüchliche Lesarten, immerhin liegt ihre Mehrdeutigkeit in der Natur der Sache, da eine knallharte Befehlsverweigerung nicht riskiert werden kann, bringt dies doch die sofortige Suspendierung vom Dienst mit sich und die folgenschwere, weil zwingend mit weiteren Repressalien verbundene Verdächtigung, selbst zur prodeutschen Opposition zu gehören. Mit anderen Worten: Offene Opposition im Dienst ist völlig unmöglich. Verglichen mit anderen, ziemlich eindeutigen Polizeiberichten aus dieser Zeit erlauben die zitierten Quellen die Annahme, daß sich hinter den offensichtlichen Aussagen eine zweite Bedeutungsebene eröffnet, deren eigentlicher Inhalt Distanzierung signalisiert von der – eventuell als Zumutung empfundenen – angeordneten politischen Überwachung. Namentlich der Hinweis auf die notdürftigen (!) Arbeitsbedingungen, wenn der unbekannte Autor denn bewußt, dann aber durchaus gekonnt mit Ironie arbeitet, übt eine zweifache Kritik: Zunächst an der mit der Würde eines deutschen, wahrscheinlich sogar preußischen Polizeibeamten nicht vereinbaren Arbeitsbedingungen, dann aber auch an der Tatsache, daß der Überwachende eigene Freunde, Bekannte, Nachbarn überwachen soll und damit gegebenenfalls die eigene Privatsphäre außerhalb der dienstlichen Belange beeinträchtigt wird. Könnten – diese historische Spekulation sei erlaubt – beide Polizeibeamte nicht selbst Sozialdemokraten und damit gezwungen sein, ihre eigenen Genossen zu denunzieren, ihre politische Überzeugung zu verraten?

Gesichert, weil mehrfach nachweisbar, ist der politische Pluralismus der saarländischen Polizeikräfte und das damit einhergehende mangelnde Vertrauen der Vorgesetzten bereits seit dem Herbst 1952. Laut Zeugenaussagen von Polizisten am 8. 10. 1952 deuten verschiedene Anzeichen und Äußerungen darauf hin, daß in der Grenzpolizei und bei den Zollbe-

amten starke prodeutsche Tendenzen an Einfluß gewonnen haben. So sollen Kopien von wichtigen Unterlagen an prodeutsche Kräfte weitergeleitet worden sein. Einem prodeutschen Kaufmann, dem die Grenzgängerkarte entzogen wurde, wird der Ausspruch zugeschrieben: »Wir haben noch viele Kameraden bei der Grenzpolizei. Wenn ich auch in Lauterbach die Grenze nicht mehr passieren kann, an einer anderen Stelle komme ich doch durch!«

Alarmiert von den Vorkommnissen und Beobachtungen der Vormonate ergreift der Chef der Landespolizei anlässlich einer Anordnung vom 3. 11. 1952 bedrohliche und einschüchternde Maßnahmen. Ab diesem Tag muß die gesamte Kriminalpolizei anlässlich der am 30. 11. 1952 bevorstehenden Landtagswahl politische Aufgaben erledigen zur Beobachtung staatsfeindlicher Elemente, Vermeidung illegaler Flugblattverbreitung, Nachrichtenbeschaffung und Erledigung von Sonderaufträgen. Dienstzeit: Jeden zweiten Tag ab 17.30 Uhr für mindestens vier Stunden; alle Informationen werden vertraulich behandelt. Bevor diese Anordnung bekanntgegeben wird, erinnert der Vorgesetzte die Beamten an ihren Diensteid und die damit verbundene Verfassungstreue für den saarländischen Staat. Wer diese Treue nicht erbringen kann, soll aus dem Dienst ausscheiden; wer Mängel im Treueverhältnis zeigt, muß die Konsequenzen tragen. Es gilt bedingungslose Gehorsamspflicht gegenüber allen Anordnungen der Regierung. Großen Eindruck hinterläßt dieser Ukas bei den Untergebenen augenscheinlich nicht, denn gerade zwei Tage später, am 5. 11. 1952, vermutet der Chef der Landespolizei, aufgeschreckt durch die Meldung eines Kriminal-Assistenten, in einem »Verschlossen!, Geheim!« überschriebenen Text an Innenminister Hector, daß »... Kriminalbeamte, die der SPS angehören, im parteipolitischen Sinne diese Anordnung bei SPS-Funktionären kommentiert haben. Auch dieses dürfte der Grund sein, daß gewisse Meldungen unmittelbar vorgelegt werden.« Gemeint sind Meldungen über die SPS, weil auch Nachrichten gesammelt werden – das bestätigt der Kripo-Chef hier noch einmal – »... über Parteien, welche sich zur Verfassung bekennen.« Allerdings sind nur relativ wenige Überwachungen aus dem christlichen Spektrum überliefert, zu-

meist aus christlichen, prodeutsch orientierten Gewerkschaftskreisen.

Die Zwickmühle, in die der Chef seine Beamten manövriert, scheint diesen kaum zu bekümmern: Standhaftigkeit und Integrität gegenüber den politischen Freunden ist nur möglich auf Kosten der Untreue gegenüber dem Dienstherrn; Zuverlässigkeit gegenüber dem Vorgesetzten und Verfassungstreue sind gleichzusetzen mit Aufgabe der politischen Überzeugung. Hier bahnt sich – und darauf geht der Chef der Landeskriminalpolizei nicht ein – ein fundamentaler Gewissenskonflikt an mit weitreichenden Folgen, eine innerpolizeiliche Beschwichtigung scheint unmöglich und wird wohl auch nicht angestrebt. Wie denn, mehren sich doch alsbald die Meldungen über unmittelbar abtrünniges Gebaren von Polizeibeamten. In einem Vermerk für einen Kriminalrat schreibt Edgar Hector am 25. 3. 1953: »Der Kaufmann Ludwig Bruch, St. Wendel, Gründungsmitglied der CDU, soll sich vor kurzem gebrüstet haben, daß die Beamten XX und XX ihm über die Maßnahmen der Polizei Auskunft geben würden, besonders, daß sie ihn gelegentlich der Haussuchung in seinem Betrieb vorher benachrichtigt hätten.«

Mag man die angesprochenen Gewissenskonflikte in den Führungsetagen der Polizeikräfte noch als individuelle Probleme abtun, mit denen jeder auf seine eigene Weise fertig werden muß, so wird bei dem in der letzten Quelle zutagetretenden Konflikt bei allen Verantwortlichen die Alarmsirene in höchsten Tönen dröhnen, schließlich ist bei zunehmender »Insubordination« dieser Art sehr schnell die Handlungsunfähigkeit der gesamten Polizei zu erwarten; mehr noch: Man muß befürchten, daß größere Teile der Polizeitruppe sich aktiv gegen ihre Obrigkeit stellen.

Nachdem seit der Unterzeichnung des Saar-Abkommens zwischen Paris und Bonn am 23. 10. 1954 die Zeichen eines bevorstehenden politischen Wandels sich mehren, häufen sich damit einhergehende Meldungen über polizeiinterne Widerstände gegen die umfassende politische Überwachung. Es sollen hier nur noch einige wenige Beispiele aufgezeigt werden.

So schreibt Ende Januar 1955 der Leiter des Grenzdienstes beim Landespolizeipräsidium »vertraulich« an den Innenminister, seine Dienststelle reiche monatlich etwa 200 Berichte an die Dienststelle P6 (Geheimpoli-

zeit), wobei man die Namen der berichtenden Beamten auch gegenüber P6 geheimhalte. »Diese Berichte gewinnen gerade dadurch an Wert, daß ich den mir unterstellten Beamten die Geheimhaltung ihrer Namen garantiert habe.« Sollte er – der Leiter des Grenzdienstes – nunmehr gegenüber dem Minister die Namen bekanntgeben müssen, sähe er sich veranlaßt, dies den betroffenen Beamten mitteilen zu müssen, worunter die Qualität zukünftiger Berichte leiden werde. Im übrigen wendet sich der Verfasser des vertraulichen Briefes gegen die Praxis, nach der Beamte mit CVP-Parteibuch bei Beförderungen bevorzugt behandelt werden. Nur zwei Tage später weiß ein verdeckter Ermittler zu berichten, daß sich die meisten Polizeibeamten bei politischen Ermittlungen zurückhalten und die Zusammenarbeit mit der politischen Polizei 1b vermeiden, weil sie einerseits Benachteiligungen befürchten im Falle eines Regierungswechsels, andererseits aber selber mit oppositionellen Kreisen sympathisieren oder in enger Verbindung stehen. Eine andere verschlüsselte »Quelle« informiert über die Weigerung der Polizeibeamten im Gendarmerie-Außenposten Diefflen, die politische Kontrolle von Versammlungen durchzuführen, wodurch zum Beispiel eine größere illegale Veranstaltung der CDU ungestört stattfinden kann. Ein Oberwachmeister erklärt dazu wörtlich: »Ehrlich gesagt, politische Tätigkeiten sind mir innerlich zuwider. Das gehört sich nicht für einen Uniformierten. Dann soll man mich zu einer politischen Abteilung wie Ia oder P6 stecken. Man hat ja 1945/46 gesehen, wie es den alten Polizeibeamten ergangen ist.« Desweiteren beklagt die »Quelle« die anhaltende Erfolglosigkeit der Kooperation zwischen Polizei und Gendarmerie sowie der Landeskriminalpolizei bezüglich der politischen Kontrolle; eine größere Zahl von Beamten vermeide den Kontakt mit der Landes-Kripo gänzlich.

Die skizzierten Zukunftssorgen sind nur allzu berechtigt eingedenk der zahlreichen bedrohlichen Reden, in denen Heini Schneider, der schrillste und skrupelloseste prodeutsche Agitator, die Politische Polizei stigmatisiert. Auf einer Versammlung seiner Partei, der Demokratischen Partei Saar, DPS, erklärt er am 7.8.1955 in Saarbrücken kurz und knapp: »Es gibt keine Kompromisse für Spitzel, P6 und Franzosen!« Da kaum jemand in der saarländischen Bevölkerung weiß, wer hauptamt-

licher oder inoffizieller Mitarbeiter der P6 ist, wird die gesamte saarländische Polizei ohne Rücksicht auf Verluste unter Generalverdacht gestellt. In der völlig enthemmten Kampf-Rhetorik des Spätsommers 1955 will man keinen Unterschied machen zwischen »Spitzeln, P6, Franzosen« und den hochgefährlichen Denunziationen »Landesverräter« oder »Separatist«. Hochgefährlich sind diese Bezeichnungen deshalb, weil sie die gesellschaftliche Ächtung und Ausgrenzung verbinden mit konkreten Aussichten auf massive materielle Benachteiligungen im Falle des prodeutschen Wahlerfolges, wie zum Beispiel Arbeitslosigkeit oder Kündigung der Wohnung, gleichsam der Vernichtung der materiellen Existenz im Saarland. Es hat wohl weniger mit der Angst vor der vom national entfesselten Volkszorn ausgeübten Vergeltung zu tun als mit ehrlicher politischer Überzeugung, daß Mitarbeiter der P6 selbst Heinrich Schneider eine Spitzel-Liste aushändigen. Das behauptet der DPS-Führer im Triumphgefühl des bevorstehenden Sieges nicht nur auf der Veranstaltung am 7.8.1955. In der Tat weisen zahlreiche Papiere im Nachlaß Edgar Hector enge Kontakte nach zwischen Polizeikreisen und Heinrich Schneider bzw. anderen führenden Köpfen der prodeutschen Opposition, die vermutlich seit dem Sommer 1952 umfassend über Polizeieinträge, insbesondere geplante Überwachungsmaßnahmen unterrichtet ist; möglicherweise sogar besser und früher als der zuständige Innenminister. Mithin sind Schneider und Co. auch hinreichend informiert über die weitverbreitete Illoyalität und Widerspenstigkeit der Polizeikräfte, behaupten aber als umjubelte und gefeierte Redner hunderter Versammlungen in skrupelloser Demagogie und wider besseres Wissen genau das Gegenteil. Die Propagandalüge von der Polizei als willfährigem terroristischem Instrument des Hoffmann-Regimes hat nur insofern einen gewissen Wahrheitsgehalt, als Hoffmann und Hector den Versuch des Machtmißbrauchs in dieser Richtung durchaus unternehmen, freilich wissen die Regimegegner früh vom Scheitern des Versuches, zumal insbesondere der Kern des Terrorvorwurfs, die umfassende Überwachung im Polizeistaat, sich in Nichts auflöst. Spätestens seit dem Frühsommer 1955 ist die Polizei als Kontrollorgan handlungsunwillig und handlungsunfähig. Die ganze Entwicklung bis dahin erinnert nicht zuletzt an die Situation

der Stasi in der DDR in den Monaten vor dem 9.11.1989. Zwar liegen auch im Saarland große Mengen von geheimen P6- und anderen Berichten vor, aber niemand an zuständiger Stelle ist noch in der Lage (oder gewillt), deren Wahrheitsgehalt zu überprüfen, so daß schließlich eine zuverlässige Gesamteinschätzung der politischen Entwicklung nicht mehr möglich ist. Das Hoffmann-Regime leidet an einer schließlich tödlichen inneren Aushöhlung lange vor dem Kollaps des 23.10.1955.

Über die jeweiligen versuchten und stattgehabten Manipulationen im Abstimmungskampf soll hier nicht weiter räsoniert werden. Vielmehr stellt sich die Frage, wie mit diesen wahrscheinlich repräsentativen Funden zur saarländischen Polizeigeschichte umgegangen werden muß. Ganz offensichtlich berichten die Quellen mehr oder weniger deutlich von oppositioneller Haltung, von abweichendem Verhalten, von Verweigerung, in erster Linie von verweigerter Anpassung als eigensinnigen Vorformen des Widerstandes. Aber was sind die mentalitätsgeschichtlichen oder sozialpsychologischen Ursachen dieser Auffälligkeiten? Handelt es sich hier um die vorausseilende, womöglich opportunistische Anpassung an das sich bereits seit dem Frühsommer abzeichnende Ergebnis der Abstimmung vom 23.10.1955? Mit Sicherheit auch – bei dem einen oder anderen. Allein – diese Erklärung reicht nicht aus, und es erscheint sinnvoll, die Quellenfunde in einen anderen Zusammenhang zu stellen als die Abstimmung. Es kann sich nämlich vielmehr der Beginn eines Wertewandels abzeichnen, der nicht zuletzt vor dem Hintergrund der leidvollen NS-Erfahrung Abschied nimmt von der obrigkeitstaatlichen Macht-Agentur und dem ihr innewohnenden Zwang zum blinden Gehorsam. Das wäre, unter anderem, eine Voraussetzung für einen Lernprozeß, der hinführen kann auch zu späterem gewerkschaftlichen Engagement.

Eindeutig, gradlinig und widerspruchsfrei verläuft dieser mutmaßliche Auftakt hin zum Wertewandel keineswegs, das deutet bereits der erwähnte Satz an: »Man hat ja 1945/46 gesehen, wie es den alten Polizeibeamten ergangen ist.« Klar daran ist nur: Der Sprecher hat schlechte Erfahrungen gemacht, allerdings: womit? Mit dem NS-Regime oder der Besatzungsmacht, mit dem Zwang zum Konformismus bis Kriegsende oder mit der Entnazifizierung/Epuration und dem nunmehr

gleichermaßen erwünschten wie notwendigen Nachweis des Nonkonformismus bzw. der damit einhergehenden Aufforderung zur kritischen Auseinandersetzung mit der je eigenen Vergangenheit. Wahrscheinlich ist schon die Ausgangsfrage »Entweder oder« unzureichend, weil ein »sowohl als auch« anzunehmen ist, zumindest als subjektive Wahrnehmung und Selbstinszenierung in der Rolle des doppelten Opfers.

Mit Beginn der Berichterstattung seit Ende 1945 in der damals noch »Neuen Saarbrücker Zeitung« und Radio Saarbrücken über die Kriegsverbrecherprozesse in Nürnberg und Rastatt wird der saarländischen Bevölkerung, soweit sie nicht lange vorher Bescheid weiß, das volle Ausmaß des NS-Unrechtsregimes bewußt, namentlich der industriell organisierte Massenmord an den Juden Europas. Über die Reaktionen auf diese Veröffentlichungen, über die »Unfähigkeit zu trauern« ist schon sehr viel geschrieben worden; je nach eigener Vorgeschichte und Verquickung in das NS-Regime kommt es zu Abwehrreaktionen, zum Zweifel an den unleugbaren Tatsachen, Zweifel an sich selbst, Einsicht ins Unrecht, vor allem aber zur Verunsicherung.

Insofern die Funktionsträger der Öffentlichen Dienste als bisherige Stützen des Regimes kompromittiert sind, reagieren sie auf eine spezifische Weise, so auch Teile der Polizei – schließlich ist die gleichsam ideologische Grundlage ihres Dienstes in Frage gestellt: Die alten »preußischen Tugenden« sowie ethnisch-nationale, mit dem Deutschen Reich, dem bisherigen Dienstherrn, in Verbindung gebrachte Wertorientierungen Disziplin, Ordnung, Gehorsam, Pflichtbewußtsein erscheinen nunmehr ebenso in einem anderen Licht wie Vaterlandsliebe, Patriotismus, Nationalgefühl, Volk, Nation, oder nationale Ehre und Nationalstolz. Vorderhand verwirrend wirkt die Beobachtung, daß die prodeutschen Propagandisten um Schneider, Ney und Co. just an Nationalstolz, Vaterlandsliebe usw. vehement appellieren und dadurch Ungehorsam, Unordnung, Disziplinlosigkeit bei manchem Polizeibeamten erst befördern. Indes ist dieser Widerspruch bezeichnend für eine im Saarland übrigens verspätet einsetzende Entwicklung, in deren Verlauf konservative Strömungen, an nationale bzw. autoritäre Mentalitätsüberhänge aus dem Kaiserreich anknüpfend, die möglichst alle gesellschaftlichen Bereiche er-

fassende Restauration alter Verhältnisse und Werte anstreben. Dagegen löst die damals jüngere Generation, die die NS-Erfahrung als Chance und Zwang zur Umorientierung begriffen hat, durch ihr Verhalten zunächst zaghaft, vielleicht sogar ungewollt, die Erosion von Werten aus. Bemerkenswerterweise leitet das von den prodeutsch-nationalen Kräften bewirkte Ergebnis des 23.10.1955 in andere, bundesrepublikanische Lebenswelten über, welche den eigentlichen Wertewandel dann ab 1958/60 forcieren.

Ob die anfangs berichteten Eigentümlichkeiten tatsächlich sich einordnen lassen in den von der Zeitgeschichtsschreibung für die fünfziger Jahre festgestellten Prozeß der beginnenden Werteeosion als Auftakt zum Wertewandel, kann wahrscheinlich erst genauer beantwortet werden, wenn ausführlichere, empirisch besser abgesicherte Studien vorliegen. Diese historischen Forschungen werden vor allem die Diskussionen der Polizeibeamten ins Zentrum stellen, welche sich mit der Neuorientierung des beruflichen Selbstverständnisses befassen.

Erst vier bzw. sechs Jahre nach der christlichen bzw. der saarländischen Einheitsgewerkschaft, mithin vergleichsweise spät, wird am 25.7.1951 die »Vereinigung Saarländischer Polizeibeamter« gegründet, die sich am 28.3.1957 als Landesbezirk Saar der Gewerkschaft der Polizei in der damaligen Bundesrepublik anschließt. Praktisch mit ihrer Gründung auf Bundesebene am 14.9.1950 beschreibt die westdeutsche GdP ihre Doppelaufgabe: Es geht ihr nicht allein um die Verbesserung der sozialen und wirtschaftlichen Lage ihrer Mitglieder, sondern sie will darüber hinaus das Berufsbild der Polizei in der nunmehr demokratischen Gesellschaft neu definieren, denn das alte obrigkeitsstaatliche Ordnungsdenken paßt nicht mehr zur neuen freiheitlich demokratischen Ordnung. In einer mehr als holperigen Alliteration betont die GdP die vier großen D: Demilitarisierung, Denazifizierung, Dezentralisierung und Demokratisierung der deutschen Polizei.

Die anfangs geschilderten saarländischen Ereignisse berühren zumindest den Punkt der Demilitarisierung und die Demokratisierung, insofern sie die Gewerkschaftsinteressen an einem neuen Verhältnis zwischen Bürger und Polizei anschneiden, sowie das innere Gefüge der Polizei, die von der GdP ebenfalls ange-

strebte Neudefinition von Sicherheit und Ordnung und schließlich die Wandlung des Inhalts polizeilicher Aufgaben. Wenn die Ereignisse von 1951 bis 1955 in diesen Zusammenhang gestellt werden, symbolisieren sie lediglich den Beginn einer Entwicklung, die nicht nur im Saarland sich über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrzehnten erstreckt und sich erst voll entfaltet mit dem endgültigen Wertewandel der siebziger Jahre. Um diese Thesen zu belegen, bedarf es einer gründlichen und fairen Aufarbeitung der Gewerkschaftsgeschichte der Polizei an der Saar.

Das Thema wurde erstmals vorgetragen am 5. März 2008 im Rahmen des von der Gewerkschaft der Polizei, Landesbezirk Saar, veranstalteten Seminars »Gewerkschaften heute ... überlebt oder unverzichtbar?« Für die vorliegende Fassung wurde auf den umfangreichen Anmerkungsapparat verzichtet. Das Originalmanuskript mit allen Quellen- und Literaturnachweisen kann beim Autor nachgefragt werden.

Rezensionen

Berg(werk)geister

Alfred Gulden, Glück auf: Ins Gebirg! Gedichte. Mit Bildern von Samuel Rachl, Merzig: Gollenstein 2008, 48 S.

»Jedes Gedicht geht langsam von oben nach unten«: Dieses irritierende Axiom für eine Bewegungslehre der modernen Poesie stammt von dem Lyriker Lutz Seiler, der einst in Thüringen in unmittelbarer Tuchfühlung mit dem Uranbergbau der DDR aufwuchs. Sein Satz von der Gangart des Gedichts hinab aus der Oberwelt zu den rohen Stoffen und den Knochen der Erde, wie sie in den alten Bergbaumythologien benannt sind, könnte auch als Motto den neuen Gedichten des in Saarlouis geborenen Erzählers, Filmemachers, Musikers und Lyrikers Alfred Gulden voranstehen. Mitten in den Abraumphalden der saarländischen Montanindustrie ist der 1944 geborene Gulden aufgewachsen, sein staublungengeschädigter Onkel schenkte ihm einst zum legendären Barbaratag eine Bergmannsuhr.

»Jedes Gedicht geht langsam von oben nach unten«: Der Satz beschreibt in denkbar knappster Form die Bewegungskurve der 28 höchst konzentrierten und extrem verknappten Gedichte, die Gulden in seinem Band *Glück auf: Ins Gebirg!* versammelt hat. Hier geht der Weg des lyrischen Subjekts zunächst ins Gebirge, das dem in Bayern lebenden Gulden zur zweiten Heimat geworden ist. Im Gebirge wohnt die Utopie der Freiheit, zugleich ist der Wanderer »ohne Seil und / ohne Haken« vom Fall ins Bodenlose bedroht. Im Blick auf den Berg, der erhabene Naturerfahrung verspricht, meldet sich auch eine Todesahnung, eine existentielle Bedrohung, die durch die mythischen Geister, Hexen und Dämonen verkörpert wird, die den Weg des lyrischen Subjekts im Gebirge kreuzen. Das »Haus auf dem Berg« erscheint im gleichnamigen Gedicht zunächst als Sehnsuchtsort, im nächsten Moment aber als »Wetterhexenhaus«, das von unheimlichen Zwergen bevölkert wird. Am Ende des Gedichts vollzieht sich eine weitere Verwandlung

– das verlockende Haus im Gebirge wird als Hinrichtungsstätte Gottes imaginiert: »Wetterhexenhaus der Zwerg / bleibt immerdar ein Zwerg / und stünd er auf / dem höchsten Berg / Galgenberg Kreuzholz / Schönster Herr Jesus / Kimme Korn Ziel / kreuz«. An einer anderen Stelle, im Gedicht »Berggeist«, wird die alte Kyffhäuser-Sage aufgerufen, die von dem Kaiser Friedrich Barbarossa erzählt, der im Inneren des Berges schläft und dem sein roter Bart durch den Tisch wächst.

Es sind solche kaleidoskopische Effekte und mythisch-autobiografische Spiegelungen, die den Leser in den Gedichten Alfred Guldens nicht zur Ruhe kommen lassen. Das Gebirge ist jedenfalls so wenig ein beruhigendes Refugium wie das Bergwerk, das dann im zweiten Teil des Bandes poetisch erkundet wird. Das lyrische Ich reagiert in den Bergwerk-Gedichten wie Büchners *Woyzeck*, der bei seinen stampfenden Gängen über die Erde das Tosen erdunter vernimmt: »alles hohl da unten.« Der polternde Raum unter der Erde ist auch für den Lyriker Gulden ein mythisches Territorium, aus dem riesige Mengen Abraum herausgeschleudert werden, aufgetürmt zu einer unheimlichen Halden-Landschaft. Im Dunkel der Schächte begegnet man wieder allerlei Zwergen und teuflischen Gestalten, die dem Ich auf seinen Reisen untertage zusetzen. An die schweren Arbeiten unter der Erde erinnern auch die schlimm traktierten Grubenpferde, die in einem Gedicht porträtiert werden. Schließlich verweist die Zahl 299 wie eine magische Ziffer auf ein traumatisches Datum: Beim furchtbaren Grubenunglück in Luisenthal kamen im Jahr 1962 insgesamt 299 Bergmänner ums Leben.

Die Gedichte Alfred Guldens werden großartig kontrapunktiert durch die Zeichnungen des Münchner Künstlers Samuel Rachl,

die durch ihren reduzierten Duktus und ihre düster-schwarzen Konturierungen die unheimliche Atmosphäre der Gedichte noch verstärken. Auf der Zeichnung, die das Kapitel »Bergwerk« eröffnet, ist eine in Grau gehaltene Gestalt zu sehen, die auf einem riesigen schwarzen Hügel oder Gebirge einen furchtbar anstrengenden Marsch antritt. Der Hügel

selbst ist aber ein dämonisches Wesen, der fast höhnisch dem Wanderer hinterherblickt, als wolle er ihn im nächsten Moment verschlingen. »Glück auf: ins Gebirg!« – die optimistische Formel des Buchtitels kann die in den Gedichten und Zeichnungen tobenden Dämonen nicht besänftigen.

Michael Braun

Lyrik: handlich

Dirk von Petersdorff, *Geschichte der deutschen Lyrik*, München: C. H. Beck 2008, 124 S.

Auf kaum mehr als 100 Seiten ein Überblick über die deutsche Lyrik: vom hohen Mittelalter (dem Jahr eintausend) bis in die Jetzt-Zeit. Das ist ein anspruchsvolles Programm, das, sagen wir es gleich, dem Autor, Saarbrücker Germanist und Lyriker, Dirk von Petersdorff, bravourös gelingt. Seine eigene Zielvorgabe, das Buch »möchte Interesse und Freude an der deutschen Lyrik wecken oder steigern«, hat er erreicht.

Von Petersdorff weiß, daß auf kaum mehr als 100 Seiten die deutsche Lyrik nicht erschöpfend dargestellt werden kann, obwohl er dies – wohlthuend – lediglich in seinen »Literaturhinweisen« am Ende thematisiert. Indem er die Chronologie als Gliederungskriterium wählt, ist er festgelegt und muß tausend Jahre hintereinander abfolgen lassen, wodurch es schwierig wird, Beziehungen von Autoren über Jahrhunderte hinweg durch den direkten Vergleich aufzuzeigen. In seiner »Einleitung« spricht er solche Beziehungen aber an: »in der Abfolge der Gedichte [entstehen Zusammenhänge] auch dadurch, daß sich die Autoren immer wieder aufeinander beziehen. Da herrschen Verdrängungs- und Überbietungswettbewerbe, aber da gibt es auch die Anspielung, das Zitat und den Gruß über weite Zeiträume hinweg. ›Vielleicht hast du dort gesessen, Ludwig Tieck«, sagt Rolf Dieter Brinkmann (1940–1975) überraschend in seinem Gedicht *Canneloni in Olevano*.«

Gegen den zeitlichen Aufbau setzt von Petersdorff ein anderes strukturierendes Merkmal. Ausgehend von der Annahme, daß der mittelalterliche Mensch einen fest gefügten Platz in der Gesellschaft wie in der Welt (Gott im Himmel, der Mensch auf der Erde, »darunter« die Hölle) einnimmt, die gesellschaftli-

chen Formationen nur wenig durchlässig sind und diese Starre bzw. feste Fügung zugleich Sicherheit und Zugehörigkeit bedeuten, formulieren die Lyriker seither die Aufweichung dieser Bindungen, einhergehend mit der stärker werdenden Wahrnehmung des eigenen Ichs und seines Gegenübers, der Welt. Die Verbindlichkeiten schwinden, Ich und Welt fallen immer weiter auseinander, die Dichter werden zu Seismographen dieses Auseinanderdriftens bis hin zum Zerfall des Subjekts, der Person, des sich äußernden Ichs.

Was den Band zudem auszeichnet, das sind die trotz oder gerade wegen der Kürze treffenden Charakterisierungen einzelner Dichter und ihrer Werke. Die Auswahl fördert keine Überraschungen zutage, dafür allerdings schnelle Einblicke in das Werk und die Zeiten.

Ein Beispiel:

»In der barocken Lyrik ist der Stoizismus in Paul Flemings (1609–1640) Sonett An sich zu finden:

Sey dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverlohren. / Weich keinem Glücke nicht. Steb' höher als der Neid. / Vergnüge dich an dir / und acht es für kein Leid / hat sich gleich wieder dich Glück' / Ort / und Zeit verschworen.

Hier findet keine Selbstaussprache, sondern eine Selbstansprache statt, werden pointiert und präzise Vorschläge für die Lebensführung vermittelt. Die Haltung ist ein ›Dennoch‹: Gegen die Widrigkeit der Welt zu bestehen, sich auf den eigenen Kern zurückzuziehen, Distanz zu den Vorgängen rundherum bewahren, das ist gut.«

Von Petersdorffs eigener Duktus ist glücklicherweise nicht dröge, und als Kind unserer Zeit erweist er sich, wenn er darauf hinweist, daß die Popmusik weitgehend die Inhalte der frühen Volkslieder übernommen hat (z. B. Liebeslieder) und Bob Dylan als den Typus

des fahrenden Sängers bezeichnet. Und Friedrich Gottlieb Klopstock ist für ihn der »erste Popstar der deutschen Lyrik«, der »die Idee (hatte), aus dem Leben ein Kunstwerk zu machen«.

Wer gerne mehr über Lyrik wissen möchte, der greife zu dieser fundierten, zugleich unterhaltsam verfaßten und zum Weiterlesen anregenden Lektüre.

Herbert Temmes

Die NS-Zeit in Marpingen

Eberhard Wagner, Marpingen und der Kreis St. Wendel unter dem Hakenkreuz. Ein alternatives Heimatbuch, St. Ingbert: Röhrig 2008 (= Geschichte, Politik & Gesellschaft, Schriftenreihe der Stiftung Demokratie Saarland, Bd. 10), 905 S.

Eberhard Wagner ist kein Historiker, der Anstoß, sich mit der Materie zu befassen, resultiert aus seinem engagierten Einsatz als Fraktionssprecher von Bündnis 90/Die Grünen im Marpinger Gemeinderat, dem Marpinger Widerstandskämpfer Alois Kunz mit einer Ehrung in seinem Heimatort Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein schwieriges Unterfangen, wie sich zeigen sollte. Wagners Grundfrage ist die nach dem Wissen der Eltern- und Großelterngenerationen über die nationalsozialistischen Verbrechen, über Konzentrationslager, Judenverfolgung oder die menschenunwürdige Behandlung von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen, vor allem der polnischen und sowjetischen. Seine Antwort – konkret bezogen auf die Einrichtung von Konzentrationslagern – ist eindeutig: »Es ist nicht vorstellbar, daß die erwachsenen Saarländerinnen und Saarländer das nicht wahrnahmen« (S. 149). Wagner nennt sein Buch *Alternatives Heimatbuch*, weil in den zahlreichen Heimatbüchern im Kreis St. Wendel das NS-Regime nicht oder nur auf wenigen Seiten vorkommt, dann noch meistens verharmlosend und vertuschend. Dies wundert nicht, da z.T. ehemals lokal führende Nazis Verfasser solcher Werke waren. Alles, was dort vertuscht und unterschlagen wurde, findet sich bei Eberhard Wagner. Seine Beweisführung über das Wissen der älteren Generationen gründet wesentlich auf der intensiven Auswertung der beiden katholischen Zeitungen, die in St. Wendel erschienen: die *St. Wendeler Zeitung*, *Volksblatt für Stadt und Land* und das *St. Wendeler Volksblatt*. *Amtliches Kreisblatt des Kreises St. Wendel*. »[...] obwohl in den Zeitungen der Marsch in den Verbrecher-Staat für jedermann nachzulesen und nachzuvollziehen war [...] stimmten am 13. Januar mehr als 90 % der SaarländerInnen für dieses Deutschland« (S. 127 f.), schreibt

Wagner und kommt nicht umhin, diese niederschmetternde Feststellung, daß die Verbrechen weitgehend, wenn auch nicht in jedem Detail, bekannt waren, auch für nachfolgende Zeiten des NS-Regimes wiederholen zu müssen. Besonders in der Zeit zwischen 1933 und 1935, als das Saargebiet noch unter Völkerbundverwaltung stand, hätten viele Saarländer von dem Beginn der NS-Verbrechen gegen Kommunisten, Sozialdemokraten und Juden, von der Hetze gegen katholische Priester, der Zerschlagung der organisierten Arbeiterbewegung und der Ermordung zahlreicher politischer oder auch innerparteilicher Gegner (Röhm-Putsch) wissen können, wenn sie denn wissen wollten. Wagner verdeutlicht, daß auch im Kreis St. Wendel, keine Hochburg der linken Arbeiterbewegung, wo nur selten antifaschistische Zeitungen verteilt oder antifaschistische Versammlungen durchgeführt wurden, über alle oben genannten Maßnahmen des NS-Regimes in den beiden St. Wendeler Zeitungen ausführlich berichtet wurde; anfangs noch ablehnend, allerdings nach kurzer Zeit und freiwillig, in einem Prozeß der Selbstgleichschaltung, zustimmend, wenn nicht euphorisch. Ab Oktober 1933 erschienen beide Zeitungen, wie alle nicht antifaschistischen Zeitungen im Saargebiet, mit dem Untertitel *Organ der Deutschen Front*. Wagner zeichnet die »Nationalsozialisierung« (S. 159) penibel nach, wobei er über das Ziel hinausschießt, wenn er über Dutzende von Seiten Artikel aus beiden Zeitungen referiert und extensiv zitiert. Die Lesbarkeit des Buches hätte mit einer sinnvollen, beispielhaften Auswahldarstellung gewonnen, ohne daß die Beweisführung des Autors und die Erkenntnismöglichkeit der Leser gelitten hätten.

Völlig zu Recht setzt sich Wagner intensiv mit der Haltung der katholischen Kirche im

Abstimmungskampf auseinander (S. 266 ff.), kam ihr doch eine entscheidende Rolle im katholischen Saargebiet für den Ausgang der Abstimmung 1935 zu. Es wäre zu begrüßen gewesen, wenn Wagner sich intensiver mit dem Verhältnis der katholischen Amtskirche zum Nationalsozialismus, speziell deren Dogmatik und die sich ergebenden inhaltlichen Berührungspunkte zur Ideologie des Nationalsozialismus beschäftigt hätte. Er beschränkt es im wesentlichen auf den Vergleich des Führerprinzips im Nationalsozialismus mit der innerkirchlichen Autoritätsstruktur (S. 271). Potentielle ideologische Berührungspunkte wie z. B. Antimarxismus, Antisozialismus und Antisemitismus oder die Verankerung der Volksgemeinschaftsideologie im Zentrum und den christlichen Gewerkschaften wären lohnenswert gewesen näher betrachtet zu werden. Wagner erwähnt sie nur ansatzweise. Hier wie auch bei anderen Fragestellungen rächt sich die nur spärliche Auswertung der (Sekundär-)Literatur.

Bei der zentralen Frage »Wieso haben die SaarländerInnen so und nicht anders abgestimmt?« (S. 361 ff.), bezieht der Autor klar Stellung: »Die Frage, ob die Saarländer sich trotz Hitler oder gerade wegen Hitler für Deutschland entschieden haben, ist eigentlich unerheblich. Fakt ist, daß sich unsere Vorfahren für Hitler-Deutschland entschieden haben, obwohl sie wußten, daß sie damit für ein Verbrecher-Regime votierten [...]. Die Mehrheit der Saarländerinnen und Saarländer wollte bewußt zu Hitler« (S. 364 f.). Andererseits hält er die vielfach von Historikern und Politikern vertretene These, die große Mehrheit der Saarländer habe »ja« zu Deutschland gesagt, nicht wegen, sondern trotz Hitler, für »die Lebenslüge der Saarländer und Saarländerinnen« (S. 362). Sowenig Wagner sich mit dieser Aussage im regionalgeschichtlichen Mainstream wiederfindet, so prägnant, inhaltlich richtig und belegbar ist sie nach Auffassung des Rezensenten. In diese Richtung argumentiert auch Prof. Dr. Günter Morsch, Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten und Leiter Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen, übrigens ein »Bub« aus Marpingen-Alsweiler, in seinem Vorwort.

Auf über 400 Seiten befaßt sich Wagner mit den Jahren 1935–1945, wobei er sich den Themen des NS-Alltags in der Region St. Wendel, der dortigen NSDAP, der Geschichte jüdischer

Geschäfte in St. Wendel und den Kriegsjahren, speziell auch den Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern widmet. Hier gelingt es dem Autor neben der Darstellung der allgemein bekannten und regional weitgehend unterschiedlos geltenden Ausformungen des NS-Staates, diese sowohl auf regionale Beispiele aus dem Kreis St. Wendel herunterzubrechen als auch regionale Besonderheiten und damit etliche neue Erkenntnisse zur Kreisgeschichte zutagezufördern; so etwa bei den Darstellungen zu Straßenumbenennungen in Marpingen und Umgebung, zum (Zwangs-)Verkauf jüdischer Geschäfte in St. Wendel oder im Abschnitt über die Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in Marpingen und im Amt Alsweiler, die er versucht hat namentlich zu erfassen. Interessant ist auch zu lesen, daß die vom NS-Regime für die Zeit der Olympischen Spiele im August 1936 in Berlin ausgesetzte bzw. teils sogar rückgängig gemachte Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung, natürlich nur soweit sie nach außen sichtbar war, auch im äußersten Südwesten des NS-Staates noch zu entsprechenden Anweisungen der Landesstelle Saarpfalz des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda führte. So hieß es, daß »in Anbetracht des zu erwartenden ausländischen Fremdenzustroms [...] sämtliche Anschriften wie ›Juden sind hier unerwünscht‹ usw. oder besonders aggressive Aussprüche gegen Juden [...] nach und nach bis zum Tag des Beginns der Olympiade im gesamten Gaubereich verschwinden« (S. 492).

So wie Wagner die Opfer der NS-Herrschaft soweit bekannt namentlich benennt, scheut er sich auch nicht, die Täter namhaft zu machen und deren Nachkriegskarrieren darzustellen. Aus der erstmals hier vorgenommenen Auswertung der erhalten gebliebenen Mitgliederliste der Marpinger NSDAP ergeben sich aufschlußreiche Ergänzungen bzw. auch Bestätigungen der bisher für das Saarland nur spärlich vorhandenen Darstellungen zu sozialer Zusammensetzung, Eintrittsdaten oder Berufszugehörigkeit der NSDAP-Mitglieder. Besondere Aufmerksamkeit ist dem Kapitel »Manche Dörfer haben ihre ›Leichen im Keller‹ – Schreckliche Geschichten« (S. 680 ff.) zu widmen. Hier werden einige bisher unbekannte oder nur partiell bekannte NS-Verbrechen dargestellt. Im Mittelpunkt steht die Geschichte des Marpinger Sozialdemokraten und Gewerkschafters Alois Kunz, der im Au-

gust 1942 in Auschwitz ermordet wurde. Im Schlußkapitel »Wie es weiter ging – der Nazivirus sitzt tief« (S. 791 ff.) geht Wagner auf Nachkriegskarrieren von örtlichen NS-Größen ein, präsentiert ein bis heute offiziell gültiges Marpinger Ehrenbuch aus dem Jahre 1963, das alle Gefallenen und Vermißten der beiden Weltkriege aus Marpingen auflistet. Unter den Namen des Zweiten Weltkrieges befinden sich auch 17 NSDAP-Mitglieder, darunter der Ortsgruppenleiter. Zur Aufnahme des ermordeten Widerstandskämpfers Alois Kunz in dieses Ehrenbuch, wie von seinem Sohn beantragt, kam es jedoch nicht. Nach dessen von Wagner referierter Darstellung soll der damalige SPD-Bürgermeister, ein ehemaliges NSDAP-Mitglied, die Aufnahme von Kunz nur in Aussicht gestellt haben, wenn zugleich der verurteilte und von den Amerikanern hingerichtete Oberscharführer der Waffen-SS, Viktor Kirsch, der zeitweise im KZ Auschwitz Dienst tat, in das Gedenkbuch aufgenommen werde. Erschreckende bundesrepublikanische Nachkriegsrealitäten, von denen sich noch einige in Wagners Buch finden. Zum Schluß schildert Wagner den langen Weg, den Alois Kunz jr. zurücklegen mußte, bis sein Vater 1995 vom Marpinger Gemeinderat die lange verweigerte Ehrung als Widerstandskämpfer erfuhr. Wagner hat daher sein Buch auch Alois Kunz jr. gewidmet. Bei dieser Schlußdarstellung, bis zur Ehrung des Widerstandskämpfers Kunz, bedient sich der Autor Wagner des politischen Zeitzeugen und Akteurs Wagner, der er damals als Ratsmitglied und Fraktionsvorsitzender von Bündnis 90/Die Grünen war. Ohne Frage ist dieses Vorgehen zulässig. Allerdings hätte Wagner für diesen Abschnitt seines Buches deutlich machen sollen, daß es sich nicht um eine geschichtswissenschaftlichen Grundsätzen verpflichtete Darstellung, sondern vielmehr um den subjektiven Bericht eines unmittelbar beteiligten Akteurs handelt, der im Lichte weiterer Quellen zu überprüfen ist.

Eberhard Wagner, so die Gesamtbewertung, hat ein unbedingt lesenswertes Buch vorgelegt. Der Nationalsozialismus wird gezeigt mit all seinen Schrecken und grausigen Verbrechen, die unter den Augen, teils unter aktiver Mitwirkung der einheimischen Bevölkerung in Marpingen und im Kreis St. Wendel geschahen. Auschwitz als pars pro toto für den KZ-Staat, Massenmorde am polnischen und

sowjetischen Volk, der Versuch der Ausrottung der europäischen Juden etc., etc. konnte letztendlich nur funktionieren, weil nach 1933 zu viele in Deutschland, auch im Saargebiet zusehen, wegschauten oder mitmachten. Das Buch von Wagner bietet glänzenden Anschauungsunterricht dafür. Und Marpingen war in dieser Hinsicht keine Ausnahme.

Neben den schon erwähnten Kritikpunkten in bezug auf die deutlich zu ausgreifende Wiedergabe von Artikeln der beiden St. Wendeler Zeitungen und der leider nur unzureichenden Auswertung der vorhandenen regionalgeschichtlichen Literatur sind Wagner – vielleicht auch gerade wegen der mangelnden Verwertung dieser Literatur – zahlreiche Fehler unterlaufen, die nur exemplarisch dargestellt werden sollen.

Das Zentrum im Saargebiet gab nicht am 14. Juli 1933 »seine politische Selbständigkeit auf« (S. 48, siehe auch S. 100), sondern erst mit der freiwilligen Selbstauflösung Anfang Oktober 1933 und der Eingliederung in die sogenannte Zweite »Deutsche Front«. Die Reichstagswahlergebnisse von November 1932 brachten nicht, wie Wagner behauptet, »Zentrum und SPD rein rechnerisch zusammen mehr als 45 %« (S. 80); die SPD erhielt 20,4 % und das Zentrum 11,9 % der Stimmen, zusammen also nur knapp über 32 %. Völlig falsch ist auch Wagners Behauptung, daß sich die »freien saarländischen Gewerkschaften [...] Ende Oktober 1933 größtenteils freiwillig« auflösten »und die Deutsche Gewerkschaftsfront an der Saar« gründeten (S. 161). Die »Deutsche Gewerkschaftsfront Saar« wurde Ende Oktober 1933 von 20 nationalen Berufsverbänden, vor allem den christlichen Gewerkschaften gebildet. Keine einzige freie Gewerkschaftsorganisation des Saargebietes hat sich dieser NS-Tarnorganisation angeschlossen. Die Aufzählung der Fehler ließe sich fortsetzen. Hier wäre eine gründliche Endredaktion notwendig gewesen.

Trotzdem bleibt zu hoffen, daß der im Grußwort von Landrat Udo Recktenwald geäußerte Wunsch sich erfüllt, daß das *Alternative Heimatbuch* zahlreiche Leser durch alle Generationen habe.

Joachim Heinz

Zur politischen Geschichte Püttlingens

Hans-Walter Herrmann, Püttlingen in bewegter Zeit. Politik und Gesellschaft 1918–1945, hrsg. von der Stadt Püttlingen, Saarbrücken: Conte 2008, 722 S.

Der Autor, jahrzehntelang Leiter des saarländischen Landesarchivs, ist einer der profunde-
sten Kenner der Geschichte des Saarraumes, ausgewiesen durch eine ebenso große Anzahl von Veröffentlichungen wie durch eine bemerkenswerte Breite seiner Themenpalette. Das vorliegende voluminöse Werk geht auf einen Beschluß des Stadtrates von Püttlingen aus dem Jahr 1995 zurück. Herrmann als Herausgeber und die Autoren Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann hatten seinerzeit gerade die Arbeiten an der dreibändigen Veröffentlichung »Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945« abgeschlossen. Es reizte Herrmann, wie er im Vorwort schreibt, »in einer lokalen Fallstudie den für das gesamte Saargebiet – also auf der Makroebene – gewonnenen Raster historischer Forschungsergebnisse auf die Mikroebene zu projizieren und die Ergebnisse auf beiden Ebenen zu vergleichen« (S. 15). Im wesentlichen beschränkt sich Herrmann auf die politische Geschichte und geht auf wirtschaftliche, soziale und andere Fragestellungen nur ein, soweit es für die Erläuterung politischer Entwicklungen notwendig ist. Das Buch ist in sieben große Kapitel gegliedert. In Kapitel I gibt der Autor einen Abriß der Kommunalverwaltung und zeigt die unterschiedlichen politischen kommunalen Einheiten im bearbeiteten Zeitraum auf; so wurden z. B. 1922 die bisher zu Püttlingen gehörenden Ortsteile Altenkessel, Neudorf, Rockershausen und Großwaldt zur selbständigen Gemeinde Altenkessel. Weitere Änderungen folgten, was Schwierigkeiten z. B. im Vergleich statistischer Angaben zur Folge hat. In diesem Kapitel führt Herrmann neben der Darstellung der Grundstrukturen von Schulen, Kirchen, zu Wirtschaft und Gesundheitswesen auch ein umfangreiches Verzeichnis im Köllertal auf (S. 51–64).

Auf gut 150 Seiten kommt in Kapitel II das politische Leben zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Beginn des Abstimmungskampfes zur Sprache. Herrmann streift kurz die wirtschaftlich-politische Umbruchsituation 1919/20 mit der Trennung des Saargebietes vom Deutschen Reich und die Unterstellung unter die Völkerbundverwaltung infolge des Versailler Vertrages. Ausführ-

lich geht er auf Entwicklung, Programmatik und Wahlergebnisse der Parteien im Köllertal ein. In einem Versuch der Charakterisierung der politischen Struktur hebt er folgende Püttlinger Besonderheiten hervor (S. 225–228):

1. Starke Anteile des Zentrums und der KPD: Für das Zentrum gilt dies über die gesamte Völkerbundzeit generell für das Saargebiet, in Püttlingen sind die Ergebnisse für das Zentrum z. B. bei den Landesratswahlen aber meistens noch deutlich höher. Für die KPD kann Herrmann dies aber im Vergleich zum Ergebnis der KPD im gesamten Saargebiet nicht belegen.

2. Die Christlich-Sozialen können in der Gemeinde Püttlingen erstaunlich gute Gemeinderatswahlergebnisse erzielen und sowohl 1926 als auch 1929 jeweils hinter dem Zentrum die zweitmeisten Vertreter im Gemeinderat stellen. Aus Püttlingen kommt bei der Landesratswahl 1928 mit dem Bergmann Josef Backes auch der einzige Vertreter der Christlich-Sozialen im Landesrat. Eine Erklärung, warum gerade in Püttlingen die Christlich-Sozialen so hohen Zuspruch fanden, kann Herrmann nicht geben.

3. Bis 1932 wird ein schwaches Interesse an den Parteien auf dem äußersten rechten Flügel, DNVP und NSDAP festgestellt.

In Kapitel III behandelt Herrmann ausführlich den Abstimmungskampf 1933–1935. Sehr aufschlußreich ist der aus den Quellen rekonstruierte Veranstaltungskalender Februar 1933 bis Januar 1935. Je näher der Abstimmungstermin rückt, desto deutlicher wird die Dominanz der Veranstaltungen der sich mittlerweile zur »Deutschen Front« bekennenden und damit gleichgeschalteten Vereine und Verbände, die ohne Wenn und Aber für die Rückkehr nach Deutschland eintreten. Kein Bereich in Politik und Gesellschaft konnte dieser Propagandamaschinerie entgehen; sie ging einher mit Drohungen, sozialer Ausgrenzung und Gewalttaten gegen Mitglieder der Statusquo-Bewegung. In der Bürgermeisterei Püttlingen stimmten 90,51 Prozent, in der Bürgermeisterei Sellenbach, die die Gemeinden Güchenbach, Hilschbach, Köllerbach, Überhofen und Walpershofen umfaßte, 93,34 % der abgegebenen gültigen Stimmen für die

Rückkehr zu Deutschland; die Vergleichszahl für das gesamte Saargebiet beträgt 90,76 %. Bei der Interpretation der Ergebnisse der Volksabstimmung im Köllertal nennt der Autor fünf Gründe zur Erklärung der Ergebnisse (S. 404 ff.):

- Die patriotisch-nationale Grundeinstellung der saarländischen Bevölkerung,
- die starken Einwirkungen aus dem Reich auf alle Bereiche des politischen und gesellschaftlichen Lebens im Saargebiet,
- die Schwierigkeiten, ein akzeptables Konzept gegen die Rückgliederung zu entwickeln und den Abstimmungsberechtigten begreifbar zu machen,
- den tatsächlichen Informationsstand über die Zustände im Reich, und
- die geringe Unterstützung der saarländischen Rückgliederungsgegner durch andere Gegner des NS-Regimes.

Herrmann weist selbst darauf hin (S. 403 f.), daß die Interpretation des Abstimmungsergebnisses vom 13. Januar 1935 nach wie vor umstritten ist. Aus Sicht des Rezensenten ist die Rolle der Katholischen Kirche im Abstimmungskampf – sie wird von Herrmann unter dem letzten Punkt nur kurz skizziert – viel deutlicher herauszuarbeiten und zumindest die Frage zu stellen, ob sie zum damaligen Zeitpunkt wirklich als »Gegner des NS-Staates« zu bezeichnen ist oder nicht besser als grundsätzlich gegenüber dem NS-Regime zustimmend eingestellte gesellschaftliche Großorganisation, die partiell heftige Kritik an den Zuständen im NS-Staat übte, was die Grundeinstellung zur damaligen Zeit aber nicht infrage stellte. Das völlige Versagen der katholischen Amtskirche, besonders der Bischöfe von Trier und Speyer, durch weitgehendes Wegschauen oder Verharmlosen der Verbrechen im NS-Staat, war gepaart mit eindeutigen Stellungnahmen dieser Bischöfe für die Rückgliederung zu (Hitler-) Deutschland bei gleichzeitigem Betätigungsverbot für die saarländischen Geistlichen für den Status quo. Auch die Interpretation Herrmanns zum Punkt »Wissensstand über die Zustände im Reich« kann nicht überzeugen. Wer wissen wollte, konnte wissen, trotz des erdrückenden Übergewichts der gleichgeschalteten Medien. Sicherlich gab es ein großes Stadt-Land-Gefälle bezüglich der Informationsmöglichkeit mit nichtgleichgeschalteten Zeitungen und Zeitschriften. Übrigens erwähnt Herrmann im

gesamten Buch nicht einmal die beiden großen antifaschistischen Gewerkschaftszeitungen *Saar-Bergarbeiter-Zeitung* und *Saarländische Gewerkschafts-Zeitung*, die von Mitte 1933 bis Januar 1935 in Saarbrücken erschienen.

In den Kapiteln IV und V wird über die ersten vier Jahre der NS-Herrschaft 1935–39 und die Kriegsjahre informiert. Die Darstellung der Veranstaltungen in Püttlingen und Köllerbach zwischen April 1942 und Juni 1944 (S. 549–555) verdeutlicht eindringlich die Versuche des NS-Regimes zur umfassenden Manipulation der Bevölkerung. Die Kapitel VI und VII befassen sich mit Anpassung und Widerstand und Emigrantenschicksalen. In den von Herrmann ausführlich zitierten Berichten des Püttlinger Amtsbürgermeisters an den Landrat in Saarbrücken wird die sich verschlechternde Stimmung in der Bevölkerung immer deutlicher, ohne daß dies zu offenem Protest oder gar Widerstand der Bevölkerung geführt hätte. In den Schlußkapiteln, auf die hier nicht näher eingegangen wird, hat Herrmann eine Vielzahl von Einzelschicksalen in Widerstand und Emigration mit biographischen Daten unterfüttert, bisher Bekanntes zusammengefaßt und mit neuen Details angereichert.

Mit der vorliegenden Arbeit von Herrmann kann die Stadt Püttlingen auf eine sehr detaillierte Darstellung zur politischen Geschichte zwischen 1918 und 1945 zurückgreifen. Der Autor verweist in seinem Vorwort darauf, daß durch den Verlust von Akten manche Fragen offen bleiben müssen und Verwechslungen oder falsche Zuordnung von Daten wegen der häufigen Namensidentitäten nicht auszuschließen sind. So weit, so gut. Überraschenderweise finden sich in Herrmanns Buch allerdings auch zahlreiche grobe Fehler, Ungenauigkeiten und redaktionelle Schludrigkeiten, die den Gesamteindruck beeinträchtigen und die hier beispielhaft dargestellt werden.

Falsch ist die Behauptung (S. 103), bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 sei die SPD im Saarrevier stärkste Partei geworden. Die von Herrmann selbst zitierten Belege zeigen, daß die Zentrums-partei im preußischen Saarrevier mit knapp 47 % deutlich stärker war als die SPD mit ca. 36,5 %.

Bartholomäus Koßmann war gerade nicht Sekretär des »Christlichen Gewerkvereins« (S. 164), sondern der Fachabteilung der Ka-

tholischen Arbeitervereine; beide Organisationen befuhren sich am Anfang des 20. Jahrhunderts besonders im Saarrevier heftig, was unter dem Begriff »Gewerkschaftsstreit« in die historische Literatur Eingang gefunden hat. Mehrfach behauptet Herrmann mit Bezug auf Veröffentlichungen in der sozialdemokratischen Presse, etwa der *Saarbrücker Volksstimme*, vom Völkerbund sei Anfang Dezember 1934 verlautbart worden, »daß eine von der Saarbevölkerung bei der Abstimmung getroffene Entscheidung für die Fortdauer der Völkerbundverwaltung, also des Status quo, nicht für alle Zeiten fortgelten müsse, sondern nach geänderten Verhältnissen durch eine zweite Abstimmung revidiert werden könne« (S. 383, ebenso S. 406f.). Hier ist Herrmann auf eine politische Finte, man könnte auch bewußte Falschmeldung sagen, der Status-quo-Presse hereingefallen. Richtig ist, daß der Status quo große Hoffnung auf die Wiederholbarkeit der Abstimmung, wenn das NS-Regime nicht mehr an der Macht sei, setzte, um dann eine Entscheidung im Sinne der nationalen Zugehörigkeit pro Deutschland treffen zu können. Aber im Beschluß des Völkerbundesrates vom 4. Dezember 1934, als die endgültige Entscheidung zur Abstimmung fiel, war nichts von einer Wiederholbarkeit der Abstimmung zu lesen. Lediglich der Ratsvertreter Frank-

reichs, Außenminister Laval, sowie die Außenminister der Tschechoslowakei und der Sowjetunion Benesch und Litwinow hatten sich für eine spätere Rückgliederung der Saar an Deutschland ausgesprochen. Würde diese offizielle Haltung des Völkerbundes bekannt, so die Befürchtung der SPD, könnten noch mehr unentschlossene Wähler oder gar Anhänger des Status quo sich in der Abstimmung für die Alternative »Rückkehr zu Deutschland« entscheiden, daher die geschönte Darstellung über die Ergebnisse der Sitzung des Völkerbundesrates.

Die Darstellung Herrmanns, daß der Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 »in Wahrheit [...] von den Nazis veranlaßt« war (S. 230) ist äußerst strittig bzw. darf mittlerweile als wissenschaftlich überholt gelten, »mit hinreichender Klarheit zugunsten der Alleintäterschaft van der Lubbes«, wie es Hans-Ulrich Wehler in Band 4 seines *Opus Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1914 bis 1949*, S. 604 formuliert. Die Aufzählung der Fehler ließe sich fortsetzen und ergänzen durch redaktionelle Unzulänglichkeiten; erwähnt sei in diesem Zusammenhang nur, daß z. B. in der Darstellung der Wahlergebnisse zu den Landesratswahlen (S. 132–134) die rechnerische Angabe der Prozentzahlen z. T. völlig falsch ist.

Joachim Heinz

Wenn ich der Kanzler wär

Kurt Bohr, Verdrängen, Umgehen, Vertagen. Wie die politische Klasse versagt, Saarbrücken: Conte 2008, 151 S.

Wird eine Polemik gegen die »politische Klasse« angekündigt von einem Autor, der, wie jeder im Saarland weiß, sich wie nur wenige auskennt in deren Metier, dann kann auch der von ihrem Wirken und Reden sonst Gelangweilte neugierig werden: Sollte da, keimt Hoffnung, einer der Heiner Geißler der saarländischen Sozialdemokraten werden wollen? Sollte er gar in später Reue sprechen vom Wandel einer Gewerkschaftssekretärspartei, die vom Lohn in marktwirtschaftlicher Freiheit Abhängige vor allzu argen Zumutungen und Schabigkeiten schützte, aus der ein Netzwerk studiert habender Kleinbürgersprößlinge geworden ist, in deren Köpfen der Ehrgeiz, wer zu werden, und die Sorge um die ausgefeilteste Taktik

in der parteifreundlichen Konkurrenz keinen Platz mehr lassen für die Entwicklung von politischen Strategien, die die Wirkungen neuartiger Anschläge der Ökonomie auf die Gesellschaft mildern könnten? Sollte da Bedauern geäußert werden über die – mit dem Übergang von der verteidigenden zur anpassenden Gesellschaftspolitik einhergehende – Flucht in die permanente Gründung neuer Kulturinstitutionen und den Versuch einer vormaligen Arbeiterpartei, im Festivaleröffnungs-Establishment eine neue Klassenbasis zu finden? Sollte der Schaden eingestanden werden, den bis in den letzten Winkel der staatlichen Verwaltungen reichende Ämterpatronage anrichtet? Sollte da ehrlich gesprochen werden von

der Kunst, Seilschaften knüpfend, passende Personen plazierend, wider den Stachel Lök-kende freundlich einbindend allumfassende, und wenn schon nicht auf politischer Substanz, dann wenigstens auf persönlicher Loyalität aufruhende (und selbst auflagenschwache Kulturzeitschriften nicht verschonen sollende) Hegemonie zu etablieren?

Nein! Keine Red' davon! Ganze zwei Seiten lang ist die im Buchtitel versprochene Abrechnung mit der »politischen Klasse«, und hier spricht nicht der Autor selbst, hier läßt er »das Volk« Laut geben. Solches verstimmt den Rezensenten schon deshalb, weil es ihn in Versuchung führt, selbst so Abgedroschenes wie »Bildzeitung!« oder »Stammtisch!« an den Rand zu schreiben.

Dies unterlassend reibt er sich weiterlesend dann doch voller Anerkennung die Augen, was alles der Autor an Verdrängtem ins helle Licht des Bewußtseins hebt:

Die Staatsverschuldung ist zu hoch!

Es gibt zu viel Bürokratie, zu viele Vorschriften und Gesetze, und der Bundestag beschließt auch noch ständig neue!

Massenarbeitslosigkeit ist ein Skandal!

Hohe Lohnnebenkosten verstimmen die Arbeitgeber!

Unser Bildungswesen schneidet schlecht ab im internationalen Vergleich!

Doch sollte der Leser ob solcher unerhörter Neuigkeiten nicht allzusehr erschrecken. Denn hier werden nur Probleme angesprochen, für die der Autor auch Lösungen bereithält. Es besteht nämlich Handlungsbedarf! Und der ist so dringend, daß keine Zeit bleibt, die Berechtigung all der aufgelisteten Klagen zu prüfen und konträre Strategieentwürfe gegeneinander abzuwägen. Maßnahmen müssen ergriffen werden, und welche, das sagt uns dieses Buch, das sich denn auch wie eine kanzerleske Regierungserklärung liest.

Alle dort vorgeschlagenen Schritte sind der originellen Idee verpflichtet, zu großer Einfluß des Staates und seiner Bürokratie wirke lähmend auf Wirtschaft und Gesellschaft und müsse im Interesse von Eigeninitiative, von Innov- und Kreativität zurückgedrängt werden. Wer da lästert, diese Lehre – die vom schlanken Staat – sei wohl eher im Fitneß-Studio denn von einem Brain Trust ausgebrütet worden, hat einfach nicht verstanden, welche ausgefuchste Logik in ihr waltet.

Zum Beispiel beim Bürokratieabbau und der Eindämmung der Normenflut: Hierzu sollen, lesen wir im vorliegenden Werk als überzeugendes Anwendungsbeispiel der Verschlan-kungsdoktrin, von schwerfälligen Behörden und zu vielen und überbezahlten Beamten vorgenommene Genehmigungen und Kontrollen ersetzt werden durch Zertifizierungsverfahren, mit denen private, also effizient arbeitende Ingenieurbüros und Beratungsfir-men beauftragt werden. Was den Staat nichts kostet, weil's nämlich bezahlt wird von den zu zertifizierenden Firmen selbst. Damit die nun aber auch desto mehr bezahlen, je schärfer sie überprüft werden, müssen die Zertifizierungs-firmen ihrerseits behördlich überprüft und strengen Normen unterworfen werden. Damit die zuständigen Behörden dies auch richtig machen, müssen sie evaluiert werden – logisch weitergedacht wohl von privaten Firmen, die ihrerseits wiederum kontrolliert werden müs-sen von Behörden, die ihrerseits ... Die auf diese Weise abgebauten Beamten haben üb-rigens, wie der Autor ihnen versichert, nichts zu befürchten, denn als erfahrene Fachleute können sie ja zu den Zertifizierungsfirmen ab-geordnet werden.

Eine ähnlich elegante und niemandem weh-tuende Lösung wie beim Bürokratieabbau präsentiert der Autor hinsichtlich der Staats-verschuldung allerdings nicht. Er empfiehlt kurz und knapp das probate Mittel der Aus-gabekürzung, fragt sich aber nicht, was denn diejenigen, die derzeit ihr Geld dem Staat gegen Zinsen leihen, künftig damit anfangen sollen. Sollen sie ordentlich Vermögens- und Erbschaftssteuern zahlen zur Finanzierung von Umwelt- und Bildungspolitik und zur Senkung der Lohnnebenkosten? Wohl kaum, denn das erhöhte ja die Abgabenlast und w-idersprüche somit dem Staatsverschlan-kungsgebot. Sollen sie die Finanzmärkte mit we-iteren Milliarden überschwemmen? Kann be-kanntlich ins Auge gehen. Wie also kommen die Gläubiger des Staates, die ja wohl nicht verarmen sollen, zu ihren Revenuen? Hier be-steht noch Nachdenkbedarf.

Anders im Falle der Arbeitslosigkeit. Zu der ist dem Autor vieles eingefallen: Auf Stel-lenabbau ausgehenden Managern wird die Christliche Soziallehre nahegelegt, die sie ganz gewiß um himmlischen Lohnes willen von dem systemfremden Irrweg abbringen wird, immer weniger bzw. billigere Arbeitskraft im-

mer mehr irdischen Reichtum produzieren zu lassen. Innovative IT-Firmen sollen neue Geschäftsideen entwickeln (aber vermutlich nicht auf dem Sektor der Rationalisierungstechnologie). Den Arbeitnehmern wird lebenslanges Lernen anempfohlen und der Jugend gute Ausbildung, denn bekanntlich hängt der Umfang der Beschäftigung von der Qualifikation der Arbeitsbevölkerung ab.

Auch für Langzeitarbeitslose wird gesorgt. Diese erhalten weiterhin Unterstützung, müssen jedoch im Gegenzug im öffentlichen Sektor Arbeiten verrichten, die auf der einen Seite gemeinnützig, auf der anderen zusätzlich sind, also reguläre Arbeitsverhältnisse nicht ersetzen. Wo das zusammengehen soll? Nun, beispielsweise in der Hausaufgabenbetreuung und weiteren Hilfstätigkeiten in Schulen, in der Pflege von Grünanlagen, der sozialen Betreuung von Alten und Kranken; in der Übernahme hilfspolizeilicher Aufgaben sogar. Gemeinnützig und zusätzlich ist also alles, was getan werden muß, aber vom – wie man eingangs gesehen hat, von seinen Beamten ausgeräuberten – Staat nicht ordentlich bezahlt werden kann.

Ein Schelm, wer in dieser dialektischen Zusammenführung von Nützlichkeit und Zu-

sätzlichkeit die theoretische Grundlegung einer Arbeitsdienstverpflichtung wittert! Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Dem »Recht auf Arbeit in gemeinnützigen Tätigkeitsfeldern« wird hier zur Geltung verholfen.

Glücklicherweise wird aber irgendwann niemand mehr getroffen werden von der vollen Härte dieses Rechtes. Wenn nämlich dereinst Deutschland ein erstklassiges, an den Bedürfnissen und Organisationsprinzipien der Ökonomie ausgerichtete Bildungssystem hat und seine Universitäten exzellent forschen und entwickeln und transferieren, dann wird die deutsche Volkswirtschaft die internationale Konkurrenz das Fürchten lehren und der von Kindesbeinen an durchtrainierten Erwerbsbevölkerung so viele Arbeits- und Aufstiegschancen bieten, daß Armut und Ungleichheit verschwinden und sozialstaatliche Eingriffe überflüssig werden.

Er führt uns also herrlichen Zeiten entgegen, unser Kanzler. Daß er nicht auch noch die Klimakatastrophe abwendet, ist schade. Es wäre ihm doch ein Leichtes, würde er auch noch unter »Emissionshandel« nachschlagen im Wörterbuch der postsozialdemokratischen Ideen.

Hans Horch

Saarfrage

Herbert Elzer, Die deutsche Wiedervereinigung an der Saar. Das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen und das Netzwerk der prodeutschen Opposition 1949–1955, St. Ingbert: Röhrig 2007 (= Geschichte, Politik & Gesellschaft, Schriftenreihe der Stiftung Demokratie Saarland Geschichte, Band 8), 976 S.

Herbert Elzer ist in den vergangenen Jahren durch zahlreiche Aufsätze zu verschiedenen Aspekten der Saarfrage 1945 bis 1957 hervorgetreten. In der vorliegenden Studie geht er »ausführlich auf die im Verborgenen stattfindenden Kontakte zwischen dem BMG« (Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, J. H.) »und den verschiedenen pro deutsch gesinnten Organisationen ein« (S. 6). Elzer hat dabei erstmals ausführlich die Geheimakten des Bestandes B 137 im Bundesarchiv Koblenz ausgewertet, dessen Akten erst Mitte der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts vollständig freigegeben wurden.

»Es existieren tausend kleine Notizzettel mit knappen, aktuellen Hinweisen«, die zudem oft verschlüsselt sind, so daß es beim ersten Lesen

durchaus einsichtig erscheint, daß der Autor »aus arbeitsökonomischen Erwägungen [...] andere Aktenbestände nur komplementär« verwenden konnte und nur in soweit als »zusätzliche Erkenntnisse über die Tätigkeit des BMG daraus abzuleiten sind [...] nicht aber zur Vervollständigung von Sachverhalten, die über die Rolle des BMG hinausgehen« (S. 31). Nicht herangezogen wurden u. a. französische Akten im Landesarchiv Saarbrücken bzw. im Landeshauptarchiv Koblenz.

Elzer schildert in Teil I knapp die Entstehung der Abteilung III (Westliche Grenzgebiete) des BMG »vom ›zahnlosen Tiger‹ zum heimlichen Koordinator der prodeutschen Opposition« an der Saar (S. 76). Bundesminister Jakob Kaiser mußte danach hartnäckig

mit Bundeskanzler Adenauer ringen, um die Abteilung einrichten und ab den 50er Jahren auch personell und finanziell aktionsfähig ausstatten zu können. Die (langfristige) Wiedervereinigung im Westen und das Aufrechterhalten des völkerrechtlichen Anspruchs auf den Bestand Deutschlands in den Grenzen von 1937 war eine Grundmaxime der Politik Kaisers, zumal er beim Aufgeben oder Verwässern der deutschen Ansprüche im Westen die Wiedervereinigungsforderungen im Osten ernsthaft gefährdet sah. Kaiser gelang es, dies läßt sich aufgrund der Studie klar darstellen, durch Hartnäckigkeit und geschicktes Ausnutzen vorhandener Spielräume seine Zielsetzungen in der Saarfrage zu erreichen, die anfangs mangels realistischer Perspektive durchaus nicht auf eine kurzfristige Rückkehr der Saar gerichtet waren. Vielmehr verfolgte er die Verankerung demokratischer Grundfreiheiten im Saarland auch für die Menschen in prodeutschen Organisationen, Parteien und Verbänden bei Aufrechterhaltung der langfristigen Perspektive des Friedensvertragsvorbehalts für die Saarfrage, sprich, erst in einem Friedensvertrag dürfe endgültig über die nationale Zugehörigkeit der Saar entschieden werden. Als sich dann allerdings unerwartet schnell die Möglichkeit der Rückkehr der Saar zur Bundesrepublik über die Ablehnung des Saarstatuts am 23. Oktober 1955 als potentielle Variante aufzeigte, verfolgte er sie geschickt. Kaiser und die Abteilung III des BMG hatten vielfältige, sich oft konträr gegenüberstehende Rücksichten zu nehmen. Da sind u. a. zu nennen:

- die außenpolitischen Vorstellungen von Kanzler Adenauer, der eher bereit war, für die Westintegration der Bundesrepublik, deren Natobeitritt und die Erlangung westdeutscher (Teil-) Souveränität beim Saarproblem, den französischen Vorstellungen entgegenzukommen;

- die deutsch-französische Aussöhnung durfte durch die Aktivitäten des BMG ebenso wenig beeinträchtigt werden wie das noch auf brüchigem Fundament stehende Ansehen der jungen Bundesrepublik;

- die oftmals harsch, ungeduldig und überzogen vorgebrachten Unterstützungsforderungen aus den Reihen der (illegalen) prodeutschen Opposition im Saarland mußten unter Beachtung der finanziellen Möglichkeiten und der gebotenen Geheimhaltung des Enga-

gements des BMG austariert und möglichst »lautlos« befriedigt werden.

Ausführlich stellt Elzer in Teil II die Unterstützung des BMG in der Saarfrage bis Ende 1954 dar (S. 79–461). Anfänglich wurde mit der Unterstützung der legalen Opposition im Saarland in Form der zugelassenen Demokratischen Partei Saar (DPS) versucht, die eigenen Zielvorstellungen, speziell die Herstellung demokratischer Rechte, auch für prodeutsche Oppositionsströmungen zu erreichen. Nach dem Verbot der DPS, der Nichtzulassung der CDU-Saar und der Deutschen Sozialdemokratischen Partei (DSP) als auch der Zerschlagung der oppositionellen Gewerkschaft der Bergarbeiter, des Industrieverbandes Bergbau durch die Saarregierung, vollzog sich der Kontakt und die Unterstützungen des BMG zu den Oppositionsgruppierungen über Tarnorganisationen und Geheimkanäle. Über Schmuggelwege wurden oppositionelle Flugblätter, Broschüren und Zeitungen ins Saarland geschafft. Gleichzeitig wurde vom BMG die Bildung von »pressure groups« in der Bundesrepublik gefördert und wesentlich finanziert, um die Saarfrage auch in der bundesdeutschen Öffentlichkeit aktuell zu halten; der Deutsche Saarbund, die Deutsche Saar-Zeitung und die vom Prinzen Hubertus zu Löwenstein initiierte Deutsche Aktion sind hier zu nennen.

Daß bei solchen konspirativen Aktionen auch Fehlschläge unterlaufen, Schmuggler und Schmuggelware aufgegriffen werden, aus charakterlicher Schwäche oder wirtschaftlichen und politischen Motiven Mitarbeiter dieser Geheimorganisationen von der Gegenseite angeworben oder Spione gezielt auf die eigene Organisation angesetzt werden, all dies kam vor, wurde vom BMG zum Teil auch selbst betrieben und wird von Elzer umfassend dargestellt.

Trotz mancher Auseinandersetzungen mit dem Rechtsanwalt und Politiker Dr. Heinrich Schneider blieb er der wichtigste und zuverlässigste Ansprechpartner für das BMG in Saarbrücken. Dies hatte wesentlich damit zu tun, daß der Vorsitzende der illegalen Saar-CDU, Rechtsanwalt Dr. Hubert Ney, unberechenbar und unzuverlässig war und den Aufbau der eigenen Organisation stark vernachlässigte. »Dieser blieb im übrigen als Parteiführer der Union eine Fehlbesetzung« urteilt Elzer (S. 888).

Elzer kann leider keine Gesamtsumme nennen, die im Laufe der Jahre vom BMG für Einzelpersonen, Organisationen, Druckzeugnisse und Büromaterial aufgebracht wurde, es muß sich aber um sehr erhebliche Summen gehandelt haben. Allein im dreimonatigen Abstimmungskampf sollen es mehrere Millionen DM für die Heimatbundparteien gewesen sein. Nach den Aussagen Elzers flossen die Gelder des BMG – ausgenommen die Kommunisten – ungeachtet der politischen Richtung an Saar-CDU, DSP und DPS in vergleichbarer Höhe und wurden unter gleichen Bedingungen vergeben. Nur im Abstimmungskampf erhielt die Saar-CDU wegen ihrer im BMG so gesehenen strukturellen Mehrheitsfähigkeit genauso viel wie DPS und DSP zusammen.

All dies und viele Details mehr schildert Elzer in den Teilen III, *Ein Jahr der Weichenstellungen: Vom Saarabkommen zum Referendum* (23. Oktober 1954 bis 23. Oktober 1955), und IV, *Spezialprobleme der Saararbeit des BMG*, ausführlich.

Ist ein fast tausend Seiten umfassendes Buch auch ein großes Werk? Diese Frage muß gestellt werden, zumal Elzer im Vorwort das vorliegende Buch als den »erste(n) Band der Untersuchung« darstellt und einen zweiten Band »in gleicher Detailfreudigkeit« ankündigt, in dem »die heftigen Auseinandersetzungen [...], die innerhalb der Bundesregierung zwischen dem BMG und dem von Konrad Adenauer geführten Auswärtigen Amt über das Schicksal der Saar unter dem auslegungsfähigen Schlagwort ›Europäisierung‹ ausgetragen wurden«, geschildert werden (S. 6).

Ohne hier Angaben im einzelnen zu machen ist festzustellen, daß die Darstellung zahlreiche Nebensächlichkeiten, inhaltliche Petitesen ausführlich ausbreitet, z. T. wiederholt, auf die ohne inhaltliche Verkürzung hätte verzichtet werden können. Nicht »Detailfreudigkeit« sondern Detailversessenheit macht dem Leser zu schaffen.

Das eigentliche Anliegen des Autors (vgl. S. 28f. und 874–883) liegt im Nachweis der undemokratischen Zustände im Saarland der Hoffmann-Ära und in der Beantwortung der Frage »waren diese ›antifaschistischen‹ Motive und die prononciert europäische Rhetorik [der Hoffmann-Regierung nicht] vielmehr in erster Linie Propagandamittel, die dem Macht-erhalt einer kleinen Gruppe Vorschub leisten

sollten?« (S. 29). Genau diese Punkte sieht Elzer in zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen der vergangenen 20 Jahre zur Saarfrage – speziell geht es um Forschungen am Lehrstuhl von Prof. Hudemann in Saarbrücken – z. T. bewußt vernachlässigt, wie nach seiner Auffassung auch die damaligen Verhältnisse an der Saar verklärt dargestellt (»Europäisierung«, Sozialleistungen) und die Mehrheit der Bevölkerung von einer kleinen Gruppe Remigranten unter antifaschistische Erziehungsdiktatur gestellt wurden, wenn auch nicht so schlimm wie in der DDR. In diesem Zusammenhang sei, wenn auch »noch weit entfernt« (S. 160) auch auf die abenteuerliche Verknüpfung mit dem Menschenhandel der DDR-Regierung hingewiesen.

Grundsätzlich sind die Fragestellungen von Elzer legitim, und ich halte es für diskussionswürdig, ob in der einen oder anderen Darstellung zur Saargeschichte die Frage der demokratischen Verfaßtheit des Saarstaates 1947–1955 genügend Gewicht eingeräumt wurde; hierzu wird man zukünftig sicher an Elzers Darstellung nicht vorbeikommen. Aber, anstatt genau diese Frage in Auseinandersetzung mit den kritisierten Forschungen der vergangenen Jahre zu klären, geht er kaum, allenfalls pauschal und sehr sporadisch auf sie ein; er ist so darauf fixiert, »tausende kleiner Notizzettel« zu verarbeiten, daß er das wesentliche seiner Beweisführung, nämlich den Nachweis deren Richtigkeit im Diskurs mit der verworfenen Literatur unterläßt. Statt wissenschaftlichem Diskurs findet sich eher Abklassifizierung anderer Meinungen mit zum Teil fragwürdigen Wertungen ohne wissenschaftliche Fundierung. Beispiele gefällig?

»Wenn die Saarländer wirklich ›Anleitung‹ durch eine im Stahlbad der Emigration politisch gereifte Elite benötigt haben sollten, so gewiß nicht Anschauungsunterricht für verordnete staatsrechtliche Dogmen [...] Es handelte sich im Saarland bestenfalls um eine ›selektive Demokratie‹, bei der [...] die Definitionshoheit einer ›antifaschistischen Aristokratie‹ den Takt bestimmte« (S. 892). Die durch den Rezensenten vorgenommenen Hervorhebungen zeigen keine kritische Auseinandersetzung mit der politischen Elite im Hoffmann-Staat, sondern greifen unreflektiert unerschwinglich vorhandene gesellschaftliche Vorbehalte gegen die wesentlich aus Emigranten bestehende politische Führung im

Saarland auf und erklären diese als richtig. In diesen Zusammenhang gehört auch eine Auseinandersetzung über personelle, inhaltliche und emotional-persönliche Verknüpfungen zwischen den Abstimmungen 1935 und 1955, wozu Elzer kein Wort verliert.

Völlig richtig ist es, darauf hinzuweisen, wenn die politischen Machthaber – aber auch diejenigen im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich – nach 1945 auf »braune« Elemente, nicht einfache »Parteigenossen«, zum Aufbau zurückgriffen. Dies gilt auch für den Saarstaat. Aber daraus, wie Elzer dies tut, »die Mobilisierung ›brauner‹ Elemente als *konstitutiver Bestandteil der neuen Ordnung*« zu machen (S. 865, Hervorhebung J.H.) oder zu behaupten, »die Führungspositionen im zweiten Glied [...] bekleideten vielfach ehemalige Nationalsozialisten, die zumeist keine bloßen Mitläufer gewesen waren« (S. 884), geht völlig an der Realität vorbei. Die Einzelbeispiele, die Elzer darstellt, sind sicherlich kritisch zu bewerten, belegen aber in keiner Weise den behaupteten »konstitutiven Bestandteil«, den der Rückgriff auf »braune« Elemente in der Hoffmann-Ära für die neue Ordnung dargestellt haben soll. Ohne einer irgendwie gearteten Auf- oder Gegenrechnung das Wort zu reden, entgeht dem aufmerksamen Leser nicht, daß Elzer mit keinem Wort die Einbindung von Nazis in den oder für die Heimatbundparteien thematisiert. Am Rande gesagt weist Elzer, wenn auch ungewollt, auf ein Forschungsdesiderat zur Saargeschichte hin. Es gibt keine Studie über die personelle und strukturelle Demokratisierung an der Saar nach 1945. Bis in welche politischen und gesellschaftlichen Ebenen haben Demokraten, die nicht zwangsläufig Emigranten sein müssen, aber ausgewiesene Nazigegner, den Aufbau im Nachkriegssaarland mitbestimmt oder wo saßen schnell wieder Leute an den Schalthebeln in Verbänden, Kommunen oder allgemein in Verwaltungen, die auch dem NS-Staat mit Überzeugung gedient hatten?

Daß auch Frankreich Fehler in der Einschätzung der Saarfrage gemacht hat, ist heute unbestritten. Daraus aber, wie Elzer dies tut, zu schlußfolgern, »Die Demütigung im Referendum war offenbar unumgänglich, um Paris von seinem historischen Irrtum zu kurieren«, mutet nur noch peinlich an. Weitere Beispiele fragwürdiger Wertungen ließen sich anführen.

Mit keinem Wort geht Elzer auf die Provenienz der von ihm ausgewerteten Quellen des Bestandes B 137 ein. Es handelt sich um Angaben, Hinweise, Aussagen, Informationen, oft verschlüsselt, und bis heute sind die Verfasser zum Teil nicht identifiziert oder nicht selten von zweifelhafter oder, anders gesagt, nicht belegter Glaubwürdigkeit. Viele Informationen mögen korrekt sein oder in gutem Glauben dem BMG zugetragen worden sein. Es ist aber nicht weltfremd, bedenkt man die Zeitumstände und die Umstände der Entstehung dieser Quellen, davon auszugehen, daß mit den Informationen auch »alte Rechnungen« beglichen oder mißliebige Konkurrenten in ein schiefes Licht gesetzt werden sollten. Oder ist es ausgeschlossen, daß Informationen von der Gegenseite, sprich vom französischen Geheimdienst oder der saarländischen Politischen Polizei P 6, manipuliert oder »erfunden« wurden? Zu diesem Problem der Quellenkritik schweigt der Autor. In diesem Zusammenhang erweist es sich schon als Mangel, daß Elzer andere Aktenbestände nicht nur nicht zur Vervollständigung von Sachverhalten, sondern gerade auch nicht zur kritischen Prüfung des Aktenbestandes B 137 herangezogen hat.

Das Buch enthält zahlreiche Schwarzweißabbildungen. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Glossar ergänzen das Werk ebenso wie ein Abkürzungsverzeichnis und ein umfangreiches Personenregister – beide weder vollständig noch fehlerfrei. Hilfreich ist die Liste entschlüsselter Decknamen.

Fazit: Weniger wäre mehr gewesen. Die Geschichte des Saarlandes 1945–1955 muß nach Elzers Darstellung nicht umgeschrieben werden, was die Neubewertung einzelner Aspekte nicht ausschließt. Die von Elzer breit dargestellte Auswertung der Aktenbestände der Westabteilung des BMG bedarf in weiteren Forschungen der quellenkritischen Überprüfung. In seiner Schlußbetrachtung finden sich zum Teil eher durch die Darstellung nicht belegte Wertungen als wissenschaftliche Forschungsergebnisse.

Joachim Heinz

Lothringer Durchfahrten

Klaus Bernarding, *Lothringer Passagen, Saarbrücken: Conte 2007, 370 S.*

Lothringen ist ein spröder Nachbar. Hin und wieder mit einem Igel verglichen, Stacheln nach außen. Die Schönheiten des Landes drängen sich nicht am Straßenrand. Nach Lothringen muß man hineinfahren, die Seitenwege der Seitenwege einschlagen, wie es der Autor Fred Oberhauser einmal formuliert hat. Darin liegt der Reiz, immer wieder einmal über die Grenze zu fahren. Für einen Tag. Für ein Wochenende. Da locken vordergründig die Metropolen Metz und Nancy mit großer Geschichte und kleinen Geschichten. Um sie herum liegt viel unbekanntes Lothringen. Ein weites, fruchtbares Feld für Reiseführer, von denen es über Lothringen nur wenige gibt. Ende 2007 ist ein neuer dazugekommen. Im Saarland, wo man mit der Nachbarschaft zu Frankreich aufwächst, ist Lothringen keine unbekannt große. So war man gespannt, was der Autor Klaus Bernarding, der im Saarland einen Namen hat, in seinen *Lothringer Passagen* an Neuem und Unbekanntem gesammelt hat. Doch – man wurde enttäuscht. Vom Nachbarn im Westen nichts Neues. Schon der Titel des Buches macht mißtrauisch, läßt den Hang zum Flüchtigen vermuten: *Passagen, Durchfahrten, Durchgänge*. Kurze Verbindungen zwischen zwei Punkten. Da bleibt nur wenig Zeit für Entdeckungen, die Suche nach dem Unbekanntem. Lothringen aber ist ein Reisevergnügen der besonderen Art, dem dieser Reiseführer kaum gerecht wird. Da fehlt die »Liebe zu Lothringen«, die beispielsweise Günther Metken Mitte der sechziger Jahre mit einem der ersten Lothringen-Führer geweckt hat. Klaus Bernarding ist zweifellos ein kompetenter Lothringen-Kenner. Einer, der das Land durchfahren hat, die Straßen durch das wellige Hügelland kennt, sich in den Sträßchen und Gassen von Metz und Nancy zurechtfindet und auch auf das gestrige, morbide Lothringen einen Blick geworfen hat. Das zu vermitteln hätte den Charme seines Reiseführers ausmachen können, der einundzwanzig Tagesausflüge vorschlägt. Fahrten in ein spezielles, vielleicht sogar unbekanntes Lothringen. Anders als es in den gängigen Reiseführern dargestellt wird. Statt dessen routinierte Tagesausflüge, wie sie Bernarding seit rund 30 Jahren mit Volkshochschulen in Lothringen unternimmt. Tagesausflüge voll gepackt mit längst bekann-

tem Wissen im Überfluß, das rund 360 Seiten umfaßt. Bei einem derartigen Schwall von Namen, Orten, Daten, Kriegen und Schlachten wäre weniger sicher mehr gewesen. Vor allem, was die von Kriegen geprägte Vergangenheit des Grenzlandes Lothringens angeht, über die bereits unzählige Male geschrieben wurde. Die, so scheint es, liegt Klaus Bernarding ganz besonders am Herzen. Das beginnt schon nahe dem Ausgangspunkt Saarbrücken am Fuße der Spicherer Höhen, die Bernarding eine ganze Seite wert sind, auf der er über die Kampfhandlungen von 1870 berichtet, wo »geschossen wurde, was das Zeug hielt«. Zwischen langen Zitaten Schlagworte als Kommentarfetzen: »Die Infanterie. Das Gemetzel. La boucherie«.

Martialisch werden die *Lothringer Passagen* auch bei der Fahrt durch die Argonnen: Vom berühmt-berüchtigten deutschen »Lied der Pioniere« *Argonner Wald um Mitternacht* werden gleich alle sieben Strophen zitiert. Dabei hätten, wenn überhaupt, zwei Zeilen den damaligen Zeitgeist ausreichend charakterisiert: »Granaten schlagen bei uns ein / Der Franzmann will in unsere Stellung rein«. Der Schlacht um Sedan, Ende des Krieges 1870/71, widmet Bernarding rund vier Seiten. Inklusiv eines Aufmarschplans, den wohl nur er und Militärhistoriker verstehen. Und wieder einmal »wütet ein Kampf«, der erst endet, »als eine Batterie die Gebäude zusammenschob«.

Jedes Schulkind weiß, Lothringen ist ein Grenzland, dessen Geschichte von den deutsch-französischen Kriegen, vom Wechselspiel der Grenzen geprägt wurde. Das kann ein Reiseführer natürlich nicht ignorieren.

Ob diese Geschichte aber auf eine Weise beschrieben werden sollte wie in den *Lothringer Passagen*, erscheint fraglich. Vor allem wenn dem Autor Peinlichkeiten unterlaufen wie im Kapitel über Nancy, in dem mehrfach von »Nanzig« die Rede ist. Eine Bezeichnung aus der Zeit der Jahrhundertwende, als am preußisch-deutschen Wesen noch die Welt genesen sollte und Nanzig an der Mörthe lag. Auch die nationalsozialistische Rechtschreibung hatte diese Bezeichnungen verwendet. Ansonsten weiß Bernarding auch über Nanzig/Nancy nicht viel Spezielles zu berichten. Aufgezählte, lang bekannte Sehenswürdigkeiten.

Schlagwortsätze über Museen, deren Inhalte oft nur gestreift werden. Kein Wort über das Jahrhundert der Maler in Nancy. Jacques Callot, einer der berühmtesten Kupferstecher der europäischen Geschichte, kommt nicht vor. Ebenso Jacques Bellange. Georges de la Tour ist unter ferner liefen erwähnt, und über Claude Lorraine, den bedeutenden Landschaftsmaler, erfährt der Leser, daß es in Chamagne, im Geburtshaus des Malers, ein kleines Museum gibt, in dem »man einkehren kann«. Vielleicht macht's dann zünftig Plop!

Beim Besuch von Metz wird pflichtgemäß der große französische Poet Paul Verlaine erwähnt, der, man höre und staune, »bekannt ist im Zusammenhang mit dem jungen Autor Arthur Rimbaud«. Ach ja!

Die *Lothringer Passagen* sind ein subjektives Buch. Beim persönlichen Blick auf ein Land, eine Region oder auf eine Stadt und ihre Menschen muß man die Scheweise des Autors in Kauf nehmen, die Auswahl seiner Ziele akzeptieren – auch wenn's schwer fällt, wie im Fall dieses Reiseführers, in dem so manches fehlt und so vieles weggelassen wurde: Sarreguemines und das Bitscherland ließ Bernar-

ding beispielsweise unter den Tisch fallen. Die Landschaft der Jeanne d'Arc und ihre Legenden sind offensichtlich nicht von Wichtigkeit. Unverständlich bleibt, wenn die Reise nach Epinal führt, daß die Seitenwege nach Remiremont oder Plombières-les-Bains, eines der interessantesten Ziele in Lothringen, nicht eingeschlagen werden. Auch Fénétrange, ein Schauplatz der Literatur, den Ludwig Harig in einem seiner schönsten Texte gewürdigt hat, wird umgangen, obwohl Bernardings Tagespassage ins Salzland unweit vorbeiführen könnte.

Lothringen ist eine große Region, und wie sein Nachbar, das Saarland, auf dem Weg in neue Zeiten. Wie Saarbrücken ändern auch Metz und Nancy ihr Gesicht. Auch damit sollte sich Reiseliteratur beschäftigen. Dem hätte der Autor Rechnung tragen müssen, die Chance nutzen sollen, eine neue, eine andere Art von Reiseführer zu präsentieren, sowohl was die Form als auch den Inhalt angeht, denn auch *Lothringer Passagen* bleiben vom Zeitgeist nicht unberührt.

Georg Bense

Im Elsaß wegen Jirí Weil

Jirí Weil und Alena Wagnerová, *Das Straßburger Münster oder Was hat ein Tscheche im Elsaß zu suchen*, Merzig: Gollenstein 2007, 78 S.

Ein auch in Deutschland als Taschenbuch erhältlicher Roman von Jirí Weil beginnt mit einer jener ironisch-subversiven Geschichten, für die unsere tschechischen Freunde bekannt sind. Es sind die Jahre der Okkupation. Ein Heydrich, Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, will die Stadt Prag »judenfrei«. Das Rudolfinum, Sitz der Tschechischen Philharmonie, wird zum »Haus der Deutschen Kunst«. Auf dessen flachem Dach stehen Büsten der bekanntesten Komponisten, darunter auch die des großen Romantikers Felix Mendelssohn Bartholdy. Zwei wackere Zeitgenossen erhalten den Auftrag, diesen Juden vom Dach des Kunsttempels zu entfernen. Sie trauen sich auf das Dach und an dessen Rand; aber sie kennen die Musiker nicht. Wer soll weg? – Der Jude Mendelssohn! Einer der Braven, nicht gerade eine Leuchte, hat einen gewissen Anschauungsunterricht genossen: Die

Juden haben lange Nasen. Also sucht er unter den Büsten die mit der längsten Nase. Schon schlingt er ein Seil um den Stein des Anstoßes, als der Aufpasser einen Blick riskiert: Ein Schrei! Um ein Haar hätte der Ärmste die Büste von Richard Wagner, dem Deutschesten aller Deutschen, den der Führer so liebt, vom Dach gestoßen.

Jirí Weil, geboren 1900 in Praskolesy bei Horovice zwischen Pilsen und Prag, fährt mit einem Freund, von dem nichts weiter verlautet, als daß er sich für einen böhmischen Bildhauer des 18. Jahrhunderts interessiert, ins Elsaß. Es ist der Sommer 1938. Schon hat Hitler vor der Geschichte die Rückkehr seiner Heimat in das Deutsche Reich verkündet, noch hat er die Sudeten-Deutschen nicht befreit und die »Rest-Tschechei« als Protektorat anektiert. Jirí Weil kennt schon die sowjetische Diktatur; als Kommunist geht er nach Moskau; einer

»unpassenden« Bemerkung wegen wird er in einem Prozeß verurteilt und in »Verbannung« geschickt. Jetzt ist Jirí Weil wieder in Prag; er arbeitet als Journalist und Schriftsteller. Die beiden Freunde kommen also im Sommer 1938 nach Straßburg. Sie nehmen Quartier nahe beim Münster.

Sie wollen sich erkundigen nach einem Skulpteur namens Josef Brož (oder Brosch); der soll irgendwo bei Colmar Skulpturen für einen Schloßpark angefertigt haben. Die Freunde lernen einen Buchhändler kennen, der natürlich noch nie etwas von diesem Bildhauer gehört hat. Aber dieser gesprächige Mann erklärt ihnen die Vor- und Nachteile der Franzosen sowie der Deutschen. Auch hält er »Nazi-Literatur« in seinem Sortiment, denn sie verkauft sich gut. Den beiden Fremden aus der Tschechoslowakei rät er, sich in Colmar zu erkundigen. Diese folgen dem Rat. In Colmar schickt sie der Museums-Direktor nach Ribeauvillé: »Ribeauvillé müssen Sie sagen, nicht Rappoldweiler, sonst verkauft Ihnen der Schalterbeamte keine Fahrkarten«.

In Ribeauvillé bringt sie ein Taxi zum »Schloß«. Dort hausen evangelische Diakonissen; sie sind ein Überbleibsel aus den Zeiten des »Reichslandes Elsaß-Lothringen«. Der Taxi-Fahrer liefert die beiden Fremden am Heim der Diakonissen ab und grüßt eine alte Pfortnerin mit einem strammen »Heil Hitler«. Für eine Stunde dürfen die neugierigen Tschechen in den ehemaligen Park, jetzt ein verwilderter Garten. Tatsächlich entdecken sie dort vernachlässigte Skulpturen. Auf einem Sockel steht der Name des Künstlers: Josef Brosch. Nach ihrer Entdeckung verspüren die Herren Hunger und Durst. Im Gasthaus bescheidet sie die Kellnerin in einem mürrischen Französisch, daß es nichts gibt. Erst der zufällig anwesende Herr Bürgermeister wendet das Blatt. Sie kommen ja nicht aus dem »Reich« und sind auch keine Franzosen. Sie werden gut bedient. Gestärkt mit reichlich »vin du pays« kehren die Reisenden nach Straßburg und in den Schatten des Münsters zurück.

Jahrzehnte später fahren Alena Wagnerová (geboren im mährischen Brünn) und Karlheinz Köhler (Buchhändler aus Saarbrücken) auf den Spuren von Jirí Weil nach Straßburg, Colmar und Ribeauvillé. Sie finden die Rue du château; statt dem Schloß entdecken sie einen kleinen Eingang in einen Garten beim Lyze-

um. Vom Obstgarten gehen sie weiter, sehen einen ehemaligen Park.

Und da stehen vier barocke Skulpturen. Sie lesen die Inschrift »Johann Joseph Brosch, Prag 1735«. Das ehemalige Heim der Diakonissen dient heute als Altersheim oder Krankenhaus. Eine ausführliche Reisebeschreibung und Spurensuche. Leider erfährt der Leser nicht viel über Jirí Weil und auch nichts weiter über Josef Brož oder Brosch, was der »im Elsaß gesucht hat«, außer daß dessen Arbeiten nicht mit denen des bedeutenden Matthias Braun in Prag oder Kuks zu vergleichen sind. Aber Jirí Weil nutzt seine damalige Spurensuche zu einem Situationsbericht über die Mentalität und die Stimmung im Land um Straßburg, er ahnt etwas von der sprachlichen, kulturellen und politischen Identität in diesem »Zwischenland«, über dessen Wechselfälle, Zugehörigkeit und dessen Selbstbewußtsein: nach 1870 »Reichsland Elsaß-Lothringen«. In den Schulen lernt man »Heil Dir im Siegerkranz«. 1918 Rückkehr nach Frankreich. Die Schüler lernten jetzt die Sprache Voltaires und: »Liebe Kinder, an Haas isch un lapin« (so erzählt Claude Vigée aus Bischwiller). Und schon läßt der Nachbar jenseits des Rheins wieder aufrüsten. Diese Situation der Elsässer zwischen den »dummen Preußen« und den »degenerierten Franzosen« erfährt und skizziert der Reisende aus Prag. Nach 1945 hört man dort: »C'est chic de parler français«, und die Elsässer Sprache wird Teil der Folklore. Alena Wagnerová fügt noch einen anderen Aspekt hinzu: sie trifft eine alte Frau, die in jenen Jahren bei der Hitler-Jugend war und nach dem Krieg eingesperrt wurde. Deren Fazit: »Ich habe überlebt«.

Bleibt der Hinweis auf einen Schriftsteller, von dem man mehr wissen möchte, um den Bogen zu schlagen von diesem Besucher im Elsaß zum Autor der Romane *Leben mit dem Stern* und *Mendelssohn auf dem Dach*.

Hans Emmerling

»Meischdubb« im World-Wide-Web

Alltag, Sonntag, Feiertag. Sitten und Bräuche in SaarLorLux, hrsg. von Monika Sommer-Hasenstein, Blieskastel: Gollenstein 2007, 195 S.

Im Kielwasser der großen, von Luxemburg gesteuerten Kulturjahr-Fregatte 2007 segelten auch einige interessante »Beiboote«, die sonst vermutlich nie in Fahrt gekommen wären. Buchprojekte zum Beispiel, von denen aber die meisten, so steht zu befürchten, auch von einer interessierten Öffentlichkeit gar nicht richtig wahrgenommen wurden. Schade, sind darunter doch auch kleine Pretiosen, die uns durchaus neue Einsichten in unsere Region bescheren, um sie aus einer anderen Perspektive wahrzunehmen. Oder kennen Sie das kleine, informativ-unterhaltsame Brevier über das im letzten Jahr allgegenwärtige großregionale Leittier *Der Hirsch* (von Yvonne Rech und Margot Behr, Saarbrücken: Edition 703 2006)? Oder den dickleibigen, ehrgeizigen, sehr geglückten Fotoband *Das Reich der Mitte*, der uns mal plastisch vor Augen führt, was den Alltag und das Wesen des Phantoms »Großregion« oder »SaarLorLux« ausmacht (hrsg. von Eva Mendgen, Hervé Doucet und Volker Hildisch, Saarbrücken: Hartung-Gorre 2007; siehe dazu *Saarbrücker Hefte* 99, 2008, S. 123 f.)?

Gemessen daran fällt das Projekt *Alltag, Sonntag, Feiertag. Sitten und Gebräuche in SaarLorLux* ziemlich dünnbrüstig aus. Der Verein EUROP'age SaarLorLux wollte, so die Herausgeberin Monika Sommer-Hasenstein, vom Aussterben bedrohte »Alltagskulturen in der Großregion« darstellen, »eine Auswahl an Sitten und Gebräuchen in Form einer Anthologie, die sich am Rhythmus des Jahreskalenders orientiert«.

Der Aufgabe stellten sich »namhafte Autoren aus der Großregion, die alle ausgewiesene Volkskundler sind, selbst Mundart sprechen und dazu geforscht haben«: Edith Braun (Saarland), Marianne Haas-Heckel (Lothringen), Dittmar Lauer (Rheinland-Pfalz) und Fernand Lorang (Luxemburg). So weit, so gut.

Doch was die vier Autoren zusammengetragen haben, liest sich eher wie ein mühsam zusammengestoppeltes Kompendium alter Aufsätze und Schriften, die man so oder so ähnlich auch anderswo schon gelesen hat. Da erfährt man zwar durchaus Interessantes, über die Hexennacht zum Beispiel, den Pfingstquack, die vielen Hochzeits-, Weihnachts-

und Osterbräuche in der Region. Über den »Bratzelsonndeg« etwa, ein in Luxemburg übliches »Zwischengelage« in der Mitfastenzeit, wo man sich an frischen Brezeln gütlich tun konnte, bevor dann bis Karfreitag weitergefastet werden mußte. Wie es überhaupt in Luxemburg am meisten individuell ausgeprägtes Brauchtum gegeben zu haben scheint.

Ist dieser Eindruck richtig? Wenn ja, warum ist das so? Warum gibt es in den Nachbarregionen ähnliche oder aber ganz andere Bräuche zum gleichen Anlaß? Was sagen die Bräuche aus über die Gesellschaft und ihre Werte? Solche Fragen, bewußt und reflektiert hergestellte Bezüge zum »Nachbarn« und seinem Brauchtum, das hätte eine spannende, heitere und erhellende Lektüre werden können.

Statt dessen plaudert jeder Autor für sich aus seinem Nähkästchen, meist im raunenden Nostalgietonfall der eigenen (verklärten) Erinnerung und mit einem stets klagenden Unterton, daß heute ja alles verschwunden und überhaupt alles ganz anders ist als in der »guten alten Zeit«. Das wird zwar so nicht direkt ausgesprochen, schwingt aber unüberhörbar in fast allen Texten mit.

Aber das ist doch gerade das Spannende: Warum ist das alles so? Wo kommen die Bräuche her? Was für einen Zweck haben sie erfüllt? Was hat zu ihrem Verschwinden geführt? Und noch viel interessanter: Ist damit das Brauchtum an sich verschwunden? Oder gibt es vielleicht sogar ganz neues »Brauchtum«, das freilich nicht mehr so heißt?

»Wenn die Stallarbeit erledigt war, wenn man zu Abend gegessen und den Rosenkranz gebetet hatte, ging man durch die dunkle, unheimliche Nacht zu dem Haus, in dem die Meischdubb stattfand. [...] Die Meischdubb war ein wichtiges Element des sozialen Lebens, des Zusammenhalts und der Solidarität der Dorfgemeinschaft. Dort gaben die Älteren die Sitten und Bräuche sowie ihre Lebenserfahrungen und ihr Wissen an die Jüngeren weiter. Für die jungen Mädchen und Männer bot die Meischdubb praktisch die einzige Gelegenheit, sich zu treffen. Es war keine Seltenheit, daß sich in den Meischdubbe die Paare zusammenfanden. Die Meischdubben, wie beschrieben, gibt es nicht mehr.«

So schreibt Marianne Haas-Heckel in einem der interessanteren Kapitel des Buches.

Und da fragt man sich doch spontan: Was sind eigentlich die Chat-Rooms, Blogs und die Wer-kennt-wen-Communities im Internet? Populäre Kommunikationsforen des 21. Jahrhunderts, im Grunde aber doch nichts anderes als eine große »Meischdubb« im World-Wide-Web!

Gibt es noch andere solche Fortentwicklungen von Brauchtum? Lebt nicht auch uralter Hexen- und Geisterkult auf im importierten, aufgemotzten Halloween-Hype? Sind nicht moderne Fantasy-Erzählungen und ihre Leserrituale (z. B. auch die des Saar-Pfälzer Bestsellerautors Markus Heitz) ein Fortspinnen der alten Märchen und Sagen auch aus der nächsten Umgebung?

Oder die ganze Klamotten-Ordnung und Cliquenbildung, die Sprachrituale, der Handy-, SMS-, Computer- und Party-Kult der Jugendlichen von heute: Trägt nicht auch all dies stark rituelle Züge, könnte das nicht auch mal zu einer Art »Brauchtum« des IT-Zeitalters werden? Zu weit hergeholt? Zu viel verlangt von braven Brauchtums-Archäologen? Zumindest ein paar kreative Gedanken über die Gegenwart, in der sie schließlich leben, hätten die »namhaften Autoren aus der Großregion« ruhig verschwenden können.

Wolfgang Felk

Leserbrief

Einfach köstlich! Über die Grenzen des guten Geschmacks

(zu: Hans Gerhard, Mehr Stelen fürs Saarland, *Saarbrücker Hefte* 99, 2008, S. 122 f.)

Da haben wir den Salat! Zu dumm auch, daß die *Saarbrücker Hefte* ihre Rezension über die saarländischen Erinnerungsorte ausgerechnet an einen Autor vergeben haben, der die weltweit geführte Debatte nur als ausgelutscht und langweilig zu charakterisieren weiß, so daß ihm weder Substantielles, geschweige denn Kritisches aus der Feder fließen will. Aber das will bekanntlich keiner lesen und so vergreift sich der Autor in seiner Not an den tieferen Registern. Bekanntlich gibt es immer noch einen, der ein solches Niveau noch unterbieten kann und einen, der es köstlich findet, wenn ein anderer buchstäblich angepinkelt wird. Oliver Kahn hat zu seinem Abschied an diesen Erinnerungsort – den Duschaum des Karlsruher Sportclubs – gedacht und die peinliche Situation vergegenwärtigt, die man bis dato der Welt markierender Rüden zugewiesen hatte.

Aber bleiben wir bei besagtem Autor. Wo das redliche Argument ausbleibt, muß stärkerer Tobak her: Das sind doch, »kleiner Scherz, Obacht, Tabubruch«, eh alles Steuerhinterzieher, die den Regenwald mit Veröffentlichungen wie den »Erinnerungsorten« oder *Opus* gefährden. Fürwahr, ein köstlicher Scherz, selten so gelacht. Gott sei Dank scheint bei der mit Steuerhinterziehung viel beschäftigten Saarbrücker Staatsanwaltschaft niemand das Zentralorgan der Saarbrücker Geschmacksneurotiker zu lesen. Für das nächste Mal empfehlen wir dem Autor, gleich zum Vorwurf – kleiner Scherz, Tabubruch – Pornobildchensammler und Kinderschänder zu greifen – das alarmiert dann vielleicht gleich die doppelte Anzahl vom Feuilletonbetrieb gelangweilter Redakteure der *Saarbrücker Zeitung*, die das dann wieder ganz köstlich finden. Fürwahr, selten so gelacht.

Bis dahin raten wir der Redaktion der *Saarbrücker Hefte*, als Geschmacksmuster bei Oliver Pocher doch das aus den Feuchtgebieten gewonnene Riechfläschchen der Rapperin Lady Bitch Ray anzufordern. Diese Hinterlassenschaft der Skandalnudel war selbst dem armen Oliver Pocher zuviel.

Dr. Burkhard Jellonnek, Geschäftsführer

Für den Vorstand der Saarländischen Gesellschaft für Kulturpolitik e. V.

Autorinnen und Autoren

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Julian Bernstein, geb. 1981, lebt in Saarbrücken. Seit 2003 Magisterstudium der französischen Kulturwissenschaften und interkulturellen Kommunikation, der Geschichte und der französischen Literatur. Seit 2007 Veröffentlichungen in der Berliner Wochenzeitung *Jungle World*.

Michael Braun, geb. 1958, lebt als Literaturkritiker in Heidelberg. Essays und Rezensionen in *Sprache im technischen Zeitalter*, *Nene Zürcher Zeitung*, *Tagesspiegel* und *Frankfurter Rundschau*. Veröffentlichte zuletzt *Der zertrümmerte Orpheus. Über Dichtung*, Heidelberg 2002, und *Deutschlandfunk-Lyrikkalender 2008*, Heidelberg 2007.

Dirk Bubel, siehe Heft 85, 2001.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Marlen Dittmann, geb. 1940 in Kiel, Studium der Architektur, Tätigkeit als Stadtplanerin in Aachen. Seit 1977 in Saarbrücken. Mitglied im Landesdenkmalrat und Städtebaurat der Landeshauptstadt Saarbrücken, Vorsitzende des Deutschen Werkbundes Saarland.

Hans Emmerling, freier Mitarbeiter von SR und NDR, TV-Porträts u. a. von Raymond Aron, Joseph Beuys, Gisèle Freund, Artur Rubinstein, Dokumentarfilme über Futurismus, europäische Länder, Marokko und Israel, mehrfacher Grimme-Preisträger.

Wolfgang Felk, geb. 1948, Kulturjournalist, Fernsehautor und Regisseur beim Saarländischen Rundfunk, zuletzt tätig für die Serien *Reisewege*, *Fahr mal hin* und *Schätze des Landes*. Autor der Reiseführer *Dumont-direkt Saarland*, *Marco-Polo Luxemburg* und Mitautor der SR-3-Reihe *Tour de Kultur*.

Hans Gerhard, geb. 1973 in Braunschweig, lebt in Saarbrücken. Neben seiner Tätigkeit

als Rechtsanwalt kritisiert er literarische Texte und schreibt selbst, zuletzt die Erzählung *Wagga-Wagga* in der Literaturzeitschrift *Streckenläufer*.

Sabine Graf, Dr., geb. 1962 in Zweibrücken, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität des Saarlandes, Promotion über den Schriftsteller Otto Flake und dessen publizistisches Werk zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. Arbeitet als Autorin und Kunstkritikerin.

Joachim Heinz, geb. 1952, Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Jura in Saarbrücken, seit 1990 im Ministerium für Umwelt des Saarlandes beschäftigt, zuvor freiberuflich in der politischen Bildungsarbeit tätig. Veröffentlichungen zur Geschichte des Saarlandes und der saarländischen Arbeiterbewegung.

Roman Hillmann, Dr., geb. 1970 in Hamburg, Architekturhistoriker, Studium der Klassischen Archäologie, Kunstgeschichte und Denkmalpflege in Berlin, Promotion 2007 über Ästhetik und Wahrnehmung der westdeutschen Architektur der 1950er Jahre. Z. Zt. Lehr- und Forschungsauftrag der Technischen Universität Berlin.

Hans Horch, Dr., siehe Heft 61/62, 1989.

Sebastian Klöckner, geb. 1975 in Mainz, Redakteur der *Saarbrücker Zeitung*. Lebt in Saarbrücken.

Karsten Neuschwender, geb. 1970, Studium der Musikwissenschaft und Germanistik an der Universität des Saarlandes und der Università degli Studi di Bergamo; Volontariat bei Printmedien; journalistische Tätigkeit u. a. für *Saarbrücker Zeitung*, *taz*, *Berliner Tagesspiegel*; z. Zt. hauptberuflich tätig für den *Kulturspiegel* im SR-Fernsehen Südwest.

Anke Schaefer, geb. 1970, Studium Diplomstudiengang Kulturwirt, Sprachen-, Wirtschafts- und Kulturraumstudien in Passau, seit 1998 Rundfunkjournalistin.

Herbert Temmes, siehe Heft 98, 2007.

Herbert Wender, Dr., siehe Heft 96, 2006.

Cornelia Zelinsky-Wibbelt, Dr. phil. habil., Privatdozentin für Englische Sprachwissenschaft, zahlreiche Publikationen zur Computerlinguistik sowie zur Englischen und Vergleichenden Sprachwissenschaft, Hochschuldozentin und Gastprofessorin in Hannover, Bonn, Wien, Saarbrücken, Metz. Freiberufliche Beraterin für wissenschaftliches und akademisches Schreiben und Reden.



ISSN 0036-2115
ISBN 978-3-89727-403-7